



Anſicht von Nordoſt

700

Jahre

St. Maria Magdalena

1226-1926

Streifzüge

durch ihre Vergangenheit
ihren Bau und
ihre Gegenwart

Breslau 1926

Herausgegeben vom Gemeinde-Kirchenrat

Druck
und Bilder von
Wilh. Gottl. Korn
Breslau 1

*

Biblioteka i Ośrodek Informacji
Instytutu Historii Architektury,
Sztuki i Techniki
BI-12

1317

Bilder-Verzeichnis

	Seite
1. Ansicht von Nordost	Beilage
2. Ansicht von Südost	7
3. Portal der Vinzenzkirche auf dem Elbing, an der Südseite der Magdalenenkirche	17
4. Kanzel, 1581 von Friedr. Groß	59
5. Grundriß (heutiger Zustand)	65
6. Inneres nach Osten	77
7. Teilansicht der Kanzel	93
8. Kanzeltreppe	99
9. Sakramentshäuschen (spätgot.), Taufe (1576) von Friedr. Groß und Taufgitter (1576) von Simon Laubener	105
10. Die St. Maria-Magdalenen-Kirche 1826	107
11. Prospekt der Orgel von Joh. Mich. Roeder. Kupferstich von Barth. Straßowsky nach einer Zeichnung von Joh. Jac. Eybelwiser, 1725	111

Geschichte der Hauptpfarrkirche St. Maria Magdalena zu Breslau

von den Anfängen bis zum Tode des Johann Heß († 1547)

Von Dr. Friedrich Bartsch

Wie ist alles so anders geworden, wie ist selbst die Sage jener Taten aus dem Munde des Volkes verschwunden, das sich die Verhältnisse seiner Vorfahren in keiner Beziehung auf sich mehr denken kann! Was damals schneller das Blut in den Adern umhertrieb, was alle Straßen der Stadt mit Hoffenden und Fürchtenden anfüllte, staunend und zweifelnd hört es der Enkel, dessen Hoffen und Fürchten ein anderes geworden ist.

(Topographische Chronik von Breslau, Breslau 1805, I. Quartal, Seite 2.)

Das große Ereignis in der Geschichte der Pfarrkirche St. Maria Magdalena, das ihren Namen über Breslaus und Schlesiens Grenzen hinaus berühmt gemacht hat, ist die Berufung des Predigers Johann Heß in ihre erste Pfarrstelle. Durch das außerordentlich geschickte und mutige Auftreten dieses Mannes ist in ganz kurzer Zeit Breslau und danach Schlesien für die Gedanken Luthers gewonnen worden, so daß man mit Recht behaupten darf, daß die Reformation in Schlesien von Maria Magdalena ihren Ausgang genommen habe. Der Name dieser Kirche hat dadurch einen Glanz bekommen, der, geschichtlich gesehen, alle andern evangelischen Kirchen Breslaus überstrahlt. Im Jubeljahr 1926 bedarf es daher keiner näheren Begründung, wenn wir uns in die Geschichte ihres siebenhundertjährigen Bestehens versetzen und ihre Schicksale, soweit urkundliche Nachrichten über sie vorliegen, zu verstehen suchen. Wenn wir miterleben, welche Stürme dieses Gotteshaus umbraust haben, wieviel Liebe und Frömmigkeit, wieviel Haß und Gottlosigkeit, wieviel brausendes Leben an ihm emporgebrandet ist, dann werden wir den steigewordenen Lebensinhalt dieses sonst so schweigamen alten Mauerwerks ehrfürchtig begreifen und nicht mehr an ihm vorübergehen, ohne

daß ein Gedanke hinabtaucht in die Vergangenheit der Jahrhunderte und aus all der Vergessenheit ein Stücklein liebevoller Erinnerung lebendig macht.

Wenn wir von der Berufung des Johann Heß an Maria Magdalena ausgehen, so wird alles, was vor diesem Ereignis gewesen ist, über die ihm zukommende eigene Bedeutung hinaus noch eine besondere Bewertung erfahren. Wir werden uns immer wieder fragen, welcher Zusammenhang zwischen den Tatsachen der Vergangenheit und dieser einen der Zukunft besteht, und ob nicht das einzelne Geschehen die geheime Tendenz auf dieses eine Ziel hin enthält. Engen wir somit den Gesichtskreis unseres geschichtlichen Rückblicks auch in gewisser Weise ein, so erreichen wir andererseits doch eine gewisse Einheitlichkeit der Linienführung, und die Berufung des Johann Heß in das Pfarramt von Maria Magdalena ist dann nicht mehr ein Ereignis, das in seiner Einmaligkeit als Zufall oder Schicksal hingenommen werden muß, sondern mit innerster Notwendigkeit und historischer Konsequenz wächst es aus dem Strom der Jahrhunderte heraus, mit tausend Säden an Vergangenes gebunden.

Eine Kirche ist nun nicht nur ein Bauwerk und als solches Bestandteil architektonischer Stilepochen und Denkmal menschlichen Kunststrebens, sondern auch Ausdruck der wirkenden Zeitmächte in einer Gemeinde. Uns interessieren hier also nicht nur die äußeren Bauformen, die Altäre und Kapellen, die Türme und Glocken, sondern vor allen Dingen die Menschen, die das alles geschaffen haben, und die Bedingungen, unter denen sie standen. Insofern ist die Kirche versflochten in die Gescheide der sie umgebenden Welt: die Geschichte von Maria Magdalena wird also ein Stück Breslauer Stadtgeschichte, abhängig von der Bürgerschaft und deren Führern. Damit erkennen wir die Notwendigkeit an, des öfteren ausführlicher zu werden und scheinbar vom Hauptthema abzuschweifen. Dafür erhalten wir aber schließlich das beglückende Bewußtsein, in ein wirkliches Verständnis unserer Kirche einzudringen.

I.

Wann die Pfarrkirche St. Maria Magdalena entstanden ist, können wir nach dem bisherigen Stande der historischen Quellenforschung nicht mit Sicherheit feststellen, da eine Urkunde über ihre Gründung nicht vorhanden ist. Ein erster Anhaltspunkt ist uns in der Chronik des Breslauer Sandstiftes gegeben, in welcher Abt Jodocus (1429—1447) berichtet, daß Bischof Lorenz im Jahre 1226 die dem Sandstift gehörige Adalbertskirche gegen gewisse Abgaben eingetauscht und ihre Gemeinde der Maria Magdalenenkirche zugewiesen habe¹⁾. Diese Notiz berechtigt zu der Annahme, daß unsere Kirche schon vor 1226 bestanden haben müsse. Lange Zeit ist man auch dieser Überzeugung gewesen, bis der bekannte Breslauer Geschichtsforscher Colmar Grünhagen nachgewiesen hat, daß hier ein Irrtum des Abtes Jodocus vorliegen dürfte. Es sind uns verschiedene Urkunden aus dem Jahre 1226 erhalten, in denen der oben geschilderte Vorgang genau

¹⁾ *Scriptores Rerum Silesiacorum*, herausgegeben von Gustav Adolf Stenzel Breslau 1839, S. 171.



Ansicht von Südost

wiedergegeben ist, doch der Name der Maria Magdalenenkirche wird in ihnen nicht genannt¹⁾). Da Jodocus erst zwei Jahrhunderte später gelebt hat, ist eine Verwechslung an dieser Stelle nicht ausgeschlossen²⁾). Wir können auch von einem Manne des 15. Jahrhunderts eine historische Kritik in der Vollkommenheit, wie sie uns heute als wünschenswert erscheinen mag, nicht erwarten. Den Vorgang an sich wird er wohl richtig erzählt haben, denn nachträglich ist die Parochie von St. Adalbert tatsächlich an Maria Magdalena gekommen, doch eben erst in späterer Zeit, denn 1226 dürfte Maria Magdalena als solche noch gar nicht vorhanden gewesen sein. Als Ersatz für die Adalbertkirche ließ Bischof Lorenz wahrscheinlich die Maria Magdalenenkirche erst bauen. Vorläufig bleibt uns dies alles jedoch noch unverständlich. Wir müssen uns die Geschichte Alt-Breslaus zunächst in aller Kürze vergegenwärtigen, ehe wir auf die Geschichte unserer Kirche zu sprechen kommen.

Die erste Erwähnung Breslaus finden wir bei dem Chronisten Thietmar von Merseburg unter dem Namen Wrotizla, worin wir das polnische Wratistlawia erkennen³⁾). Das Bistum Breslau ist wahrscheinlich um das Jahr 1000 n. Chr. gegründet worden und gehörte neben den Bistümern Krakau und Kolberg zum Erzbistum Gnesen. Damals herrschte Boleslaw Chrobry als Herzog über das Polenreich, ein Mann, der — streitlustig und besonnen zugleich — die Geschichte seines Landes auf lange Zeit hinaus bestimmt hat. Dadurch, daß es ihm gelang, beim Papste die Erhebung Gnesens zum Erzbistum durchzusetzen, hat er Polen eine kirchliche Selbständigkeit geschaffen, die später für die schlesischen Grenzländer verhängnisvoll wurde. Der Kirchenpolitik Otto des Großen, durch Missionierung des Ostens und Einverleibung der christianisierten Gebiete in das Erzbistum Magdeburg dem deutschen Reiche neue Ausdehnungsmöglichkeiten zu erschließen, war damit ein Kiegel vorgeschoben⁴⁾). Da Boleslaw Chrobry sich auch sofort zur Zahlung des Peterspfennigs verpflichtete, während das Erzbistum Magdeburg diese Abgabe nicht leistete, besaß er von vornherein des Papstes besonderes Wohlwollen, was seinem Volke im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte immer wieder zustatten gekommen ist.

Der erste Bischof von Breslau hieß Johann. Am das Jahr 1000 dürfte er auf der Dominsel seinen Wohnsitz gehabt haben, bis die heidnischen Polen ihn vertrieben. Erst als die Verfolgungen aufhörten, kehrte er nach Breslau zurück. Wenn wir uns eine Vorstellung von diesem ältesten Zustande der Stadt machen wollen, so müssen wir uns auf der Dominsel ein paar Hütten denken, deren Bewohner vom Fischefang in der Oder und von der Jagd in den unliegenden unermeßlichen Wäldern lebten. Im Mittelpunkte der Ortschaft stand ein Kirchlein aus Holz gebaut, daneben der Sitz des Bischofs

¹⁾ Regesten zur schlesischen Geschichte, herausgegeben von Grünhagen, Nr. 305 vom 27. April, Nr. 309 vom 1. Mai und Nr. 314 vom 1. Mai 1226.

²⁾ Die Chronik des Abtes Jodocus ist uns auch nur in einer Abschrift des Benedikt Johndorff erhalten (1470—1503) nach Stenzel, a. a. O. Einleitung S. VIII.

³⁾ Ich folge hier der Darstellung Grünhagens. Von einer viel älteren Erwähnung Breslaus in einer Evangelienhandschrift des Kapitels in Cividale spricht Markgraf in Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens. Band XV. 1880. S. 527.

⁴⁾ Auch die späteren Versuche des Erzbischofs Norbert von Magdeburg im Jahre 1133 schlugen fehl.

und am Oderübergang eine Burg zur Verteidigung der Insel. Die außerordentlich günstige Lage dieses Fleckens bewirkte eine sehr rasche Ausdehnung. Die großen Handelsstraßen vom Westen nach dem Osten und vom Süden nach dem Norden führten hier vorbei, so daß Breslau als Marktplatz für den Tauschhandel von Wichtigkeit wurde. Schon um das Jahr 1100 war es einer der Hauptsitze des polnischen Reiches. Die benachbarte Sandinsel war bereits mit der Dominsel durch eine Brücke verbunden. Von der Sandinsel führten ebenfalls Brücken nach dem linken und rechten Oderufer. Ob damals auch schon das Martinskirchlein bestanden hat, wie manche Chronisten angenommen haben, wissen wir nicht. Nach den neuesten Forschungen sind erst viel später neue Pfarrbezirke neben dem des Domes geschaffen worden¹⁾. Überhaupt waren die kirchlichen Verhältnisse der vielen Grenzkriege wegen nicht sonderlich günstig. Bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts gab es in der Breslauer Diözese keine einzige Klostergründung; auch die Zahl der Gotteshäuser blieb gegenüber anderen Ländern gering. Die kirchliche Reformbewegung, die etwa um 1050 im Abendlande einsetzte, schlug hierher keine Wellen. Wie schwach und ohnmächtig die polnische Kirche war, beweist die Tatsache, daß sie die Missionierung der heidnischen Preußen andern überließ²⁾. Von Wichtigkeit war es, daß zu Beginn des 12. Jahrhunderts flandrische Augustiner nach Schlesien kamen und bald danach von Boleslaw, dem Bruder des berühmten polnischen Magnaten und Breslauer Statthalters, Peter Wlast, die Adalbertkirche als Geschenk erhielten. Die Adalbertkirche ist wahrscheinlich schon 1112 geweiht worden. Das Augustinerkloster auf der Sandinsel entstand 1134. Im Jahre 1148 befand sich die Adalbertkirche bereits im Besitze des Sandstiftes³⁾. Diese flandrischen Augustiner waren frühzeitig germanisiert worden und zogen viele Deutsche nach sich⁴⁾. Sie haben wahrscheinlich auch die Tuchweberei nach Breslau gebracht, die in Flandern frühzeitig zu großer Blüte gelangt war. Die spätere Tuchmacherkolonie in der Breslauer Neustadt ist vielleicht auf diese flandrischen Mönche zurückzuführen. Aus dem Vorhandensein der Adalbertkirche müssen wir schließen, daß das linke Oderufer damals bereits besiedelt war; denn ohne Gemeinde hätte die Kirche keinen Sinn gehabt.

Es wurde vorher der Name Peter Wlast genannt. Durch seine Heldentaten hatte er sich die Gunst Boleslaw III. von Polen erworben, und dieser hatte ihn zum Statthalter von Breslau eingesetzt. Seine Frömmigkeit und Mildtätigkeit erwarben ihm die besondere Liebe der Breslauer, weswegen sich auch wohl die Sage seiner Gestalt bemächtigt hat. Die liebste Stiftung des Grafen war ein Kloster auf dem sogenannten Elbing (am Ende des heutigen Lehmdammes), weit außerhalb der Stadt. Er übergab es zunächst

¹⁾ Vgl. hierzu Lambert Schulte in Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Bd. XXIII, Breslau 1918, Teil I, S. 188. Die Entstehungsgeschichte Breslaus nach Grünhagens Annahme wird von Lambert Schulte ebenda angezweifelt.

²⁾ Die Missionierung übernahm dann der durch Boleslaw III. herbeigerufene Bischof Otto von Bamberg.

³⁾ Vgl. Carl Blasel in Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Bd. XVI. S. 4/5.

⁴⁾ Markgraf in Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens. Bd. XV. S. 530.

den „schwarzen Benediktinern“; doch als diese ein ausschweifendes Leben zu führen begannen, vertrieb er sie und übergab das Kloster den Prämonstratensern. Später weihte er es dem heiligen Vincenz und verschaffte ihm besondere Reliquien, die in der Folge viele Wallfahrten zu diesem Kloster veranlaßten. Der Orden der Prämonstratenser war für die Entwicklung des Deutschtums in Schlesiens von besonderer Bedeutung, da seine Mitglieder das Beschauliche mit dem tätigen Leben verbanden. Um die Besiedlung der östlichen Gebiete haben sie sich deshalb große Verdienste erworben. Für Peter Wlast war es von Wichtigkeit, daß auf dem Bischofsstuhle in Breslau ein Mann saß, der einer der bedeutendsten Bischöfe Breslaus gewesen ist. Wie sein Name Walter bezeugt, war er kein Pole. Unweit Namur im Bistum Lüttich ist er geboren. Zu seiner Zeit wurde die Breslauer Domkirche in Stein gebaut (wahrscheinlich nach dem Vorbilde der Kathedrale zu Rouen). Geordnete Pfarrsysteme wurden gegründet, der französische Kirchengesang eingeführt. Ihm ist es auch zu danken, daß die Zisterzienser und Prämonstratenser ins Land gerufen wurden.

Nach dem Tode Boleslaws III. zerfiel das polnische Reich. Den größten Teil des Landes, darunter auch Schlesiens, erhielt Wladeslaus II. Dieser wurde später wegen seiner Herrschsucht und Grausamkeit von seinem Bruder vertrieben, floh an den Hof des deutschen Kaisers und starb in der Verbannung. Erst sein Sohn Boleslaw erhielt mit Hilfe Friedrich Barbarossas einen Teil Schlesiens mit der Hauptstadt Breslau zurück. Zwar blieb sein Land unter der Oberhoheit Polens, doch war es für die Entwicklung Breslaus von Wichtigkeit, daß Herzog Boleslaw von einer deutschen Mutter stammte, 17 Jahre lang in Deutschland gelebt hatte und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine deutsche Fürstin, Adelheid von Sulzbach, heiratete. Er besaß volles Verständnis für die viel höhere deutsche Kultur und setzte alles daran, deutsche Ansiedler nach Polen zu ziehen. Der polnische Bauer war unfrei und dem Grundherrn mit Leib und Leben verpflichtet. Infolgedessen war sein Interesse an der Bebauung der Scholle nur gering. Er ernährte sich in der Hauptsache von Jagd, Fischerei und Holzverarbeitung. Polen befand sich außerdem noch auf der Stufe der Naturalwirtschaft. Geld war noch so gut wie gar nicht im Umlauf. Dieser Zustand hätte sich auch nicht von oben herab durch ein paar Anordnungen und Anweisungen ändern lassen. Nur das gute Beispiel konnte hier anregen und helfen. So waren die polnischen Herzöge, die in Deutschland andere, glücklichere Verhältnisse kennen gelernt hatten, darauf angewiesen, deutsche Bauern und Mönche ins Land zu holen. Sie riefen zunächst die Zisterzienser und Prämonstratenser herbei, statteten sie mit besonderen Privilegien aus und leiteten damit den Germanisierungsprozeß ein.

Werfen wir um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts einen Blick auf das Bild des damaligen Breslau, wie es sich in den letzten Jahrzehnten erweitert und abgerundet hatte, so bemerken wir eine ganze Reihe neuer Siedlungen. Breslau war jetzt Bischofsitz und Herzogsstadt zugleich. Die slawische Bevölkerung hatte sich nach Süden hin bis zur Adalbertkirche ausgedehnt. Mittelpunkt der Stadt blieb aber auch jetzt noch die Dominikel. In einiger Entfernung von diesen zusammenhängenden Siedlungen waren

einige Dörfer entstanden, so z. B. im Südosten der Flecken von St. Mauritius, im Südwesten die Kolonie Sokolnice und ziemlich weit westlich das Dorf Nabitin. In der Nähe von Nabitin stand eine Kapelle des St. Nikolaus, die Boleslaw den Zisterziensern von Leubus schenkte. Diese machten von dem ihnen zugestandenen Rechte, alle ihnen gehörigen Besitzungen mit deutschen Kolonisten besiedeln zu dürfen, Gebrauch, und so entstand hier ein ziemlich ausgedehntes erstes deutsches Dorf, das den Namen Stepin erhielt.

Am 7. Dezember 1201 starb Boleslaw. Ihm folgte sein Sohn Heinrich I. (1201—1238), der Bärtige genannt, der für die Geschichte Breslaus von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Gemeinsam mit seiner deutschen Gemahlin Hedwig, die später heilig gesprochen wurde, setzte er die Germanisierung Schlesiens fort. Da es ihm gelang, in völlige Unabhängigkeit von der älteren Linie der Piasten, deren Residenz in Krakau war, zu kommen, hatte er dazu auch freie Hand. Unter seiner Regierung machten sich bereits die ersten Anzeichen wachsenden Wohlstandes bemerkbar. Sehr kam es dem Deutschtum zu statten, daß Heinrichs deutsche Gattin allgemein beliebt und ein Vorbild edler Weiblichkeit und Frömmigkeit war. Es gelang ihr, die Geistlichkeit zu gewinnen, so daß auch diese die Germanisierungsbestrebungen Heinrichs unterstützte.

Nach Annahme Grünhagens errichtete Heinrich auf dem linken Oderufer eine neue Herzogsburg, die der Ausgangspunkt für eine weitere Besiedlung in südlicher und südwestlicher Richtung wurde. Wahrscheinlich entstand auf diese Weise eine deutsche Stadtgemeinde, die ihren Marktplatz vor der Sandbrücke hatte (also da etwa, wo heute die Markthalle steht). Dort hatten auch die deutschen Kaufleute ihr Kaufhaus errichtet.

Unter der Regierung Heinrichs I. ist wahrscheinlich die Kirche St. Maria Magdalena entstanden. Im Jahre 1224 fanden Dominikanermönche durch Vermittelung ihres einflußreichen Priors Czeslaus Einlaß in Breslau und wurden zunächst in der Abtei St. Martin auf der Dominsel untergebracht. Die segensreiche Wirksamkeit, die der Orden von dort aus entfaltete, fand bald Anerkennung: Bischof Lorenz schuf den Dominikanern ein eigenes Heim. Zu diesem Zweck erwarb er von den Augustiner Chorherren auf dem Sande die Adalbertkirche mit dem ihr gehörigen Grund und Boden. Ihre Parochialrechte und die Ausübung der gesamten Seelsorge sollten an den Bischof fallen, mit Ausnahme der Einkünfte aus dem Zehnten, die der Kirche von jeher gehört hatten. Die Dominikaner sollten ferner freies Begräbnis und freien Krankenbesuch haben. Dafür überwies der Bischof dem Abte des Sandstiftes 10 Mark Silber von der Breslauer Münze, 8 Scheffel Bischofsgetreide, nämlich zwei Scheffel Weizen, vier Scheffel Korn und zwei Scheffel Hafer in Ohlau¹⁾. Am 1. Mai 1226 schenkte der Bischof dann die Adalbertkirche den Dominikanern.

Wenn der Bischof Lorenz auch die Oberaufsicht über die freigewordene Parochie übernommen hatte, so war die Besiedlung des linken Oderufers doch bereits zu weit fortgeschritten, als daß er die seelsorgerischen Ver-

¹⁾ Vgl. Georg Korn, Breslauer Urkundenbuch. Breslau 1870 S. 5 Nr. 5

pflichtungen für dieses Gebiet dem Dom hätte auftragen können. Es ergab sich daher die Notwendigkeit, an Stelle der Adalbertkirche ein anderes Gotteshaus zu erbauen und diesem den alten Pfarrbezirk zuzuweisen. So gründete Bischof Lorenz die Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena. Über den Bau der Kirche selbst besitzen wir keine Urkunden. Ein genaues Entstehungsjahr läßt sich deshalb auch nicht angeben. Wir sind aber zu der Annahme berechtigt, daß noch im Jahre 1226 mit dem Bau der Kirche begonnen wurde. Wir können ferner schließen, daß St. Maria Magdalena bis 1232 fertiggestellt war, denn in diesem Jahre starb Bischof Lorenz, der nach dem Wortlaut der Chronik des Sandstiftes ihr Begründer gewesen ist. Der Bischof wird also auch der Geldgeber gewesen sein. Hiermit hängt es wohl zusammen, daß die Pfarrstellen bei Maria Magdalena bis zur Reformation immer durch das Domkapitel besetzt worden sind. Wir stellen uns mit diesen Behauptungen in Widerspruch zu andern Geschichtsschreibern, die der Bürgerschaft Breslaus den Hauptanteil an der Erbauung unserer Kirche zuschreiben möchten. Ehrhardt sagt in seiner „Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens“ folgendes: „Die Struktur und Festigkeit ihres Mauerwerks zeugen vorteilhaft für ihr graues Altertum. Das eigentliche Jahr ihrer Gründung ist noch nicht erforscht; doch lehrt der Augenschein, daß sie im Anfange des 11. Jahrhunderts entstanden sei. Wenigstens stand sie schon in ihrer gegenwärtigen Form vor dem Jahre 1048 und war noch eher massiv gebaut als die bischöfliche Domkirche auf St. Johannis-Insel. — Ist Maria Magdalenenkirche eher da gewesen als die Domkirche, so kann man nicht glauben, daß die Bischöfe etwas zu ihrem Entstehen beigetragen haben. Sie ist vielmehr ein Werk der gottseligen Freigiebigkeit der Breslauer Bürgerschaft“¹⁾. — Nach einer anderen Fassung soll auf dem Platze unserer Kirche früher eine Kapelle des heiligen Andreas errichtet gewesen sein. Man könnte in ihr das Kirchlein des Friedhofs sehen, der zur Adalbertskirche gehörte. Da die Maria-Magdalenen-Kirche auch dem heiligen Andreas geweiht war, ist diese Tradition nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Vielleicht handelt es sich aber auch nur um eine Sage, die ebensowenig auf Tatsachen beruht wie die, daß auf dem Platze der Elisabethkirche früher eine Kirche des heiligen Laurentius gestanden habe²⁾. Dieser ersten aus Holz errichteten Maria-Magdalenen-Kirche war keine lange Lebenszeit beschieden; denn 1241 ist sie wahrscheinlich zum Teil niedergebrannt. In diesem Jahre fielen die Mongolen in Polen ein und kamen auf ihrem Vernichtungszuge auch nach Breslau. Das Gerücht von der unmenschlichen Grausamkeit der Tartaren verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch Schlesien. Niemand war gegen diesen Feind gerüstet, kein Widerstand schien seinen dämonischen Vorwärtsdrang aufhalten zu

¹⁾ Ehrhardt, Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens, I. Teil, Liegnitz 1780 Kapitel III. S. 290/91. Gegen diese Annahme Ehrhardts ist einzuwenden: Wenn beide Kirchen etwa zu derselben Zeit entstanden wären, hätte man Maria Magdalena unmöglich in so unmittelbarer Nähe der Adalbertkirche erbaut. Wir werden hierauf später noch einmal zurückkommen.

²⁾ Vgl. Schönborn, Beiträge zur Geschichte der Schule zu St. Maria Magdalena Programm I S. 22 und Luchs in Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1862. Heft I. S. 15.

können. Herzog Heinrich II., der tapfere Sohn Heinrichs des Bärtigen, trat endlich den tartarischen Reitermassen bei Liegnitz entgegen. In der furchtbaren Schlacht bei Wahlstatt, am 9. April 1241, fiel Herzog Heinrich II. Die Mongolen wagten aber nach seinem heldenmütigen Widerstande nicht, weiter nach Westen vorzudringen. Schlesien war hier zum ersten Male das feste Bollwerk, an dem die Stoßkraft eines schlimmen Feindes erlahmte. Das deutsche Reich wurde auf diese Weise vor großen Verwüstungen bewahrt.

Die zurückflutenden Mongolenscharen kamen auch vor die Stadt Breslau. Indessen hatten die Bewohner des linken Oderufers es für ratsam gehalten, ihre Häuser selbst zu zerstören und sich auf die Dominsel zurückzuziehen. Die Tartaren fanden nur einen Trümmerhaufen vor und versuchten vergeblich, die Dominsel zu erreichen. Nach kurzer Zeit zogen sie daher weiter.

Das alte slawische Breslau aber war vernichtet. Inwieweit die Maria-Magdalenen-Kirche dabei Schaden gelitten hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ist ihr Holzbau nicht geblieben. Doch was zunächst wie ein unabsehbarer Verlust ausah, verwandelte sich sehr bald in das Gegenteil. Gerade die restlose Zerstörung der slawischen Siedlungen auf dem linken Oderufer wurde der Anlaß zur Gründung eines neuen deutschen Breslau. Bald nach dem Abzuge der Mongolen ging man an den Wiederaufbau. Da Herzog Heinrich II. bei Liegnitz gefallen war, übernahm seine Gemahlin Anna für seine fünf noch unmündigen Söhne die Regierung. Sie und ihr ältester Sohn Boleslaw gaben den deutschen Kaufleuten den Grund und Boden, auf dem sie eine deutsche Stadt erbauten. Auf einem im Südwesten der Dominsel gelegenen freien Platz wurde zunächst das Quadrat des Ringes, wie es noch jetzt besteht, abgesteckt. Wohl wundern wir uns heute über die für eine völlige Neugründung riesigen Ausmaße dieses Marktplazes. Solche Unternehmungslust war aber in damaliger Zeit nichts Seltenes. Diesem Wagemut, dieser bewunderungswürdigen Unbekümmertheit und Fähigkeit verdankte das Deutschland des Mittelalters seine Expansionskraft. Auch wenn wir beobachten, wie im Mittelalter gewaltige Kirchenbauten von einer Generation begonnen, von der nächsten fortgesetzt und vielleicht erst von der dritten oder vierten vollendet wurden, fällt uns dieselbe Sorglosigkeit um das endliche Gelingen auf.

Die Ringanlage ist dieselbe wie die anderer großer Städte des Ostens, z. B. Lübecks, Danzigs und Krakaus. Eine Besonderheit Breslaus ist es, daß im Südwesten des Ringes ein kleiner Platz, der sogenannte polnische Markt (später der Salzring) freiblieb. Im Nordwesten wurde ein ähnlicher Platz für die Errichtung der Elisabethkirche bestimmt. Wir sehen hieraus, daß sie die eigentliche Pfarrkirche für die neue deutsche Stadt werden sollte. St. Elisabeth ist wahrscheinlich zwischen 1242 und 1248 von Boleslaw II. erbaut worden¹⁾. Ihre Entwicklung zur wirklichen Stadtpfarrkirche wurde freilich sehr bald gehemmt; denn der Nachfolger Boleslaw II., Heinrich III.,

¹⁾ Vgl. Grünhagen, Die Anfänge der Pfarrkirchen zu Maria Magdalena und Elisabeth. Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Philosophisch historische Abteilung. 1867.

verlieh im Jahre 1253 das Besitzrecht dieser Kirche dem Hospital zur heiligen Elisabeth, das dem Matthiasstifte gehörte. Diese In Incorporation hat die Elisabethkirche ihrer eigentlichen Zweckbestimmung entfremdet.

Was ist nun aber aus der Maria Magdalenenkirche geworden? Ein Blick auf die Anlage des Ringes legt uns die Vermutung nahe, daß auf das Bestehen von Maria Magdalena Rücksicht genommen worden ist. Während die Westseite des Ringes ungeteilt bleibt, wird die Ostseite durch eine breite Verbindungsstraße zur Magdalenenkirche hin durchbrochen. Die Gassen, welche die Nord- und Südseite des Ringes aufweisen, sind so enge, daß sie mit der breiten Straße im Osten nicht verglichen werden können¹⁾. Wenn wir uns fragen, warum die deutsche Stadtgemeinde nicht einfach die Magdalenenkirche als Pfarrkirche in ihren Stadtplan einbezogen, so finden wir eine Antwort in der vorhin erwähnten Tatsache, daß Bischof Lorenz der Patron der von ihm erbauten Kirche war und dieses Besitzrecht auf seine Nachfolger vererbte. Noch 1499 wird St. Maria Magdalena von Bischof Johann als rechtmäßiger Besitz des Domkapitels bezeichnet²⁾. Die Pfarre wurde das ganze Mittelalter hindurch auch nur an Mitglieder des Domkapitels vergeben. Die deutsche Stadtgemeinde aber wollte ihre eigene Pfarrkirche haben, die unabhängig vom Patronat des Bischofs war. Daß in der Folgezeit Maria Magdalena diese Bestimmung besser erfüllte als Elisabeth, war nicht die Schuld der Bürgerschaft.

Wir müssen uns den ganzen Vorgang also so vorstellen, daß bald nach der Zerstörung Breslaus durch die Mongolen mit dem steinernen Bau der Kirche begonnen und daß dieser im Laufe des 13. Jahrhunderts vollendet wurde. Über die einzelnen Phasen der Baugeschichte wird in einem andern Aufsatz dieser Zeitschrift berichtet werden.

Wir haben nach dieser Orientierung in der ältesten Geschichte Breslaus eine sichere Grundlage für die Entstehung unserer Kirche gefunden. Wenn wir die Ergebnisse noch einmal kurz zusammenfassen, so läßt sich sagen, daß die Maria-Magdalenen-Kirche wahrscheinlich im Jahre 1226 durch den Bischof Lorenz begründet worden ist mit der Bestimmung, die frühere Pfarrgemeinde von St. Adalbert zu übernehmen. Der hölzerne Bau der Kirche ist im Mongolensturm 1241 vernichtet worden, doch blieb der Pfarrbezirk als solcher bestehen. Die Magdalenenkirche stammt daher noch aus dem alten slawischen Breslau und gewinnt dadurch als älteste evangelische Pfarrkirche unserer Stadt eine besondere Bedeutung. Im 13. Jahrhundert ist der steinerne Neubau vollendet worden; ihre heutige Form, insbesondere die beiden Türme, hat sie aber wahrscheinlich erst in späterer Zeit erhalten.

¹⁾ Grünhagen, Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, a. a. O. S. 3 ff.

²⁾ Markgraf, Beiträge zur Geschichte des evangelischen Kirchenwesens in Breslau, Breslau 1877. S. 4, vgl. auch Grünhagen, Geschichte Schlesiens. Gotha 1884, I. Bd. Anmerkung S. 27.

II.

An dem Wiederaufbau der Kirche des heiligen Apostel Andreas und der Maria Magdalena, wie sie mit vollständigem Namen hieß¹⁾, können drei Saktoren beteiligt gewesen sein: die Herzöge, die Bischöfe und die Bürgerschaft²⁾. Die Herzöge schalten wahrscheinlich ganz aus, weil sie den Bischöfen dieser Zeit nicht wohlgesinnt waren und darum auch nicht geneigt waren, sie durch große Geldsummen zu unterstützen. Ihre Macht verringerte sich im 14. Jahrhundert auch immer mehr. Heinrich VI. sah seinen Stolz darin, der Bürgerschaft zu Macht und Ansehen zu verhelfen; für sich selbst nahm er keine besonderen Privilegien und Pfründen mehr in Anspruch. Mit ihm erlosch das für Schlesiens Geschichte so bedeutungsvolle Geschlecht der Piasten, und Breslau kam unter die Lehnsheheit Johanns von Böhmen.

Die Einnahmen der Bischöfe waren nicht groß genug, als daß sie so gewaltige Bauten, wie die der Magdalenenkirche, hätten von sich aus bestreiten können. Den Hauptanteil der Baukosten hat demnach die Breslauer Bürgerschaft getragen. Wenn wir an jene ersten Bewohner Breslaus denken, die wir eingangs kennen gelernt haben, so möchten wir ihnen solchen Wohlstand allerdings kaum zutrauen. Wir müssen aber bedenken, daß nach Aussetzung der Stadt zu deutschem Recht eine ganz neue Zeit in der Breslauer Geschichte beginnt. Die deutschen Kaufleute waren angesehene Herren, die jene Unterwürfigkeit der einheimischen Bewohner, von der oben die Rede war, nicht kannten. Durch die wertvollen Handelsprivilegien, die ihnen die Piastenherzöge verschafft hatten, wuchs Breslau immer mehr zur anerkannten Hauptstadt Schlesiens empor, der gegenüber die Konkurrenz anderer Städte wie Schweidnitz und Liegnitz allmählich ganz zurücktrat³⁾. Die Verleihung des Magdeburgischen Rechts (am 16. Dezember 1261) hatte auch die Ausgestaltung der inneren Angelegenheiten der Stadt in erfreulicher Weise angebahnt. Die Bürgerschaft erhielt eine ständige, aus ihrer Mitte gewählte Vertretung, den Rat, der mit der schwindenden Macht der Herzöge und mit der Zunahme des bürgerlichen Wohlstandes immer selbständiger die Geschicke der Stadt lenkte. Dem Rat gehörten als sogenannte Älteste und Ratmänner zunächst ausschließlich die reichen Kaufleute an, die in der Stadt ihre Handlungshäuser und außerhalb große Landgüter besaßen und sich aristokratisch gegen die andern Stände abschlossen. Als Ratmänner übten sie ein Aufsichtsrecht über die Innungen aus. Diese wiederum hielten durch den straffen Zusammenschluß ihrer Angehörigen jede Konkurrenz nieder und entwickelten sich zu machtvollen Standes- und Wirtschaftsorganisationen. Sie bildeten den gesunden Mittelstand Breslaus. Es kam schließlich dahin, daß Handwerker und Patrizier um die Herrschaft im Stadtre Regiment stritten; denn die Zunftmeister waren nicht minder wohlhabend als die Kaufherren. Das 14. Jahrhundert ist erfüllt von Kämpfen dieser Art. Daneben bestand eine untergeordnete arme Schicht von Krämer und Arbeitern, die voll-

¹⁾ Vgl. Schmeidler, Urfundliche Beiträge zur Geschichte der Haupt-Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Breslau vor der Reformation. Breslau 1838. S. 2.

²⁾ Margraf, a. a. O. S. 6.

³⁾ Ich folge hier der Darstellung von S. G. A. Weiß, Chronik von Breslau. Breslau 1888.

kommen machtlos war, und erst im 15. Jahrhundert durch mancherlei revolutionäre Bestrebungen für kurze Zeit den Ratmännern ihren Willen aufzwingen. Die Krämer teilten sich im Laufe der Zeit ihrem Vermögen entsprechend in drei Gruppen: die Reichkrämer, die Partkrämer und die armen Krämer.

Dieser Umblid an der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts verschafft uns den Eindruck, daß die Bürgerschaft Breslaus zum Bau der Maria-Magdalenen-Kirche wohl in der Lage war. Wir dürfen aber nicht annehmen, daß der Rat der Stadt zu diesem Zwecke einfach größere Summen zur Verfügung gestellt hat. Wie aus den uns erhaltenen städtischen Rechenbüchern dieser Zeit hervorgeht, hat man für Kirchbauten gar keine Summen ausgeworfen. Wahrscheinlich sind die Geldmittel aus Kollekten, Opferstöcken, Ablassüberschüssen und besonderen Umlagen aufgebracht worden¹⁾. So kam eine Kirchkasse, auch Kirchlade genannt, zustande, die von den Kirchvätern verwaltet wurde. Die Kirchväter stammten aus der Bürgerschaft, wurden aber nicht von ihr gewählt, sondern vom Rat ernannt. In bestimmten Zeitabständen wurden sie durch andere ersetzt, konnten aber auch längere Zeit im Amte bleiben. In der Regel waren es zwei, einer gehörte dem Rate an. Sie hatten weitgehende Vollmachten und konnten selbständig über größere Summen verfügen, waren aber dem Rat verantwortlich. Letzterer war also die oberste Aufsichtsbehörde der Stadtpfarrkirchen. Diese Ordnung hängt mit der Tatsache zusammen, daß es eine kirchliche Gemeinde im rechtlichen Sinne und im juristischen Sprachgebrauch damals noch nicht gab²⁾. Eine Gemeinde war die Zusammenfassung der Personen, die innerhalb einer Parodie ein Anrecht auf die Seelsorge ihres Pfarrers hatten. Dementsprechend war die innere Stadt in zwei Pfarrbezirke geteilt, deren Grenze durch die Linie der Schmiedebrücke, der östlichen Ringsseite und der Schweidnitzer Straße gebildet wurde. Alles, was östlich dieser Linie lag, gehörte zu Maria Magdalena. Als Korporation und Rechtsperson trat diese Gemeinde niemals hervor; sie war etwas der Kirche Untergeordnetes. Als Einheit wurde sie nur gelegentlich behandelt. Wenn z. B. ein Frevel gegen die Geistlichkeit oder die Kirche in ihrem Bezirk begangen worden war, kam es vor, daß die ganze Parodie mit dem Interdikt belegt wurde³⁾. In dem Stadtteile, der zur Magdalenenkirche gehörte, wohnten viele reiche Handelsherren und Handwerksmeister, wie überhaupt der Osten der vornehmere Teil der Stadt gewesen zu sein scheint. Rein deutsch ist die Maria-Magdalena-Gemeinde damaliger Zeit wohl nicht gewesen, da noch im 15. Jahrhundert in der Christophorkirche deutsch und polnisch gepredigt wurde⁴⁾. Hier wohnten viele Kürschner und Goldschmiede. Der obere Teil der Albrechtsgasse vom Ring bis zur Altbüßerstraße wurde lange Zeit „Unter den Goldschmieden“ genannt⁵⁾. Die Kürschnerinnung war so wohlhabend, daß sie sich besondere Rechtsansprüche auf die Christophorkirche erwerben konnte. Dieser allgemeine Wohlstand kam unserer Kirche in zahlreichen Stiftungen zugute;

¹⁾ Markgraf, a. a. O. S. 8.

²⁾ Markgraf, a. a. O. S. 13.

³⁾ Weiß, a. a. O. S. 129 und S. 155.

⁴⁾ Markgraf, a. a. O. S. 17.

⁵⁾ Weiß, a. a. O. 168.



Portal der Vinzenzkirche auf dem Elbing,
an der Südseite der Magdalenenkirche

denn damals war die Bürgerschaft der Geistlichkeit treu ergeben. Sie setzte ihren Stolz darein, ihre Kirchen so prächtig wie möglich auszustatten, dokumentierte sich doch in ihnen am sichtbarsten der Reichtum der Stadt. Auch zu großen Schenkungen war man stets gern bereit, in der Hoffnung, sich damit einen Schatz im Himmel zu erwerben.

Wir können uns nun ungefähr ein Bild machen von der ersten deutschen Gemeinde, die zur Maria-Magdalenen-Kirche gehörte. Die eben erwähnte Kirchenfreudigkeit fand ihren Ausdruck in zahlreichen Kapellen und Altären, die von Innungen oder Privatpersonen der Kirche im Laufe der Zeit gestiftet wurden. Auf diese wollen wir noch kurz eingehen. Die machtvoll sich entfaltende Kirche des Mittelalters verlieh ihrer überragenden Stellung im Geistesleben der Völker dadurch Ausdruck, daß sie ihre Gottesdienste immer feierlicher und prunkvoller ausgestaltete. Die aufblühenden deutschen Städte kamen diesem Antrieb gern entgegen, breitete doch der kirchliche Pomp einen eigentümlichen Glanz über das ganze Zeitalter. Daneben rangen aber auch tief religiöse Mächte nach einem Ausdruck. Der Hochaltar einer Kirche reichte bald nicht mehr aus, um all den frommen Betern Gelegenheit zu Andacht und Erhebung zu geben; zahlreiche Nebenaltäre und Kapellen, ja sogar Zillialkirchen mußten errichtet werden. So entstand bald nach der Erbauung der Magdalenenkirche innerhalb ihres Pfarrbezirks die Christophorkirche, anfänglich „Kapelle zur ägyptischen Maria“ genannt, in welcher die Innung der Kürschner, die eine der ältesten der Stadt war, das Patronat über fast alle Altäre besaß und später auch ein Zustimmungsrecht zur Ernennung des dort amtierenden Predigers innehatte. Seit 1308 erhob sich innerhalb der Magdalenenparochie die Corporis-Christi-Kirche, die später in den Besitz der Johanniter-Ritter überging. Außerdem wird eine Kapelle des heiligen Hieronymus als Zillialkirche genannt. Verlangten die Stifter und ihre Nachfolger ein Patronatrecht, so hatten sie auch für die bauliche Erhaltung Sorge zu tragen. Sand sich schließlich kein Wohltäter mehr, so gingen die Kapellen entweder ein oder sie wurden als Begräbnisstätten verkauft. Allmählich ergaben sich auf diese Weise sehr schwierige Verhältnisse, so daß wir heute kaum noch wissen, wo die zahlreichen urkundlich bestätigten Kapellen bestanden haben mögen, wem sie zuletzt gehörten und wann sie dem Verfall preisgegeben wurden. Aus einer ganzen Reihe von Stiftungs-urkunden sind uns die Namen dieser Kapellen bekannt. Aus dem Jahre 1403 stammte die Heisen-Kapelle, 1406 die Stengilynne-Kapelle, 1429 die Goldberg-Kapelle, 1433 die Rothe-Kapelle, 1456 die Cost-Kapelle, 1462 die Stromhin-Kapelle, 1483 die Heinrichs-Kapelle, 1484 die Heugels-Kapelle, 1487 die Bartsch-Kapelle, 1495 die Beyers-Kapelle, 1508 die Banke-Kapelle usw. Wer die Breslauer Stadtgeschichte kennt, dem sind manche dieser Namen nicht fremd, haben doch ihre Träger zu gewissen Zeiten eine große Rolle gespielt. Außerdem entstanden Kapellen, die den verschiedenen Zünften gehörten. So wissen wir von einer Kürschner-Kapelle, die 1402—1404 von der Innung erbaut wurde, einer Schneiderkapelle, einer Bäcker-, Weber-, Goldschmiede- und Tischlerkapelle¹⁾.

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 19.

Daneben gab es eine ganze Anzahl von Vermächtnissen zur Ausschmückung der Kirche, zur Unterhaltung des Gottesdienstes und des kirchlichen Gebäudes, zur Verbesserung der Einkünfte der Geistlichen, zur Linderung der Not der Armen und Kranken usf. Besondere Altarstiftungen mag es schon im 13. Jahrhundert gegeben haben; diese wurden im 14. und 15. Jahrhundert teilweise neu fundiert und dotiert. So errichtete man 1374 den Altar zu Ehren der Himmelfahrt Jesu, des heiligen Nikolaus, Erasmus und der heiligen Hedwig, im Jahre 1383 den Altar der Jungfrau Maria, später den Altar der vier Kirchenlehrer, den Altar der heiligen drei Könige, den Altar der 24 ältesten Heiligen, den Altar Ludwig des Bekenner's usw.¹⁾. Es ist unmöglich, all diese Altarstiftungen aufzuzählen, bestanden doch um 1500 58 Altäre bei Maria Magdalena. Rechnet man hinzu, daß durch den Ablasshandel, die Stolgebühren und ähnliche Dinge der Geldbeutel der Bürgerschaft auch noch stark in Anspruch genommen wurde, so haben wir einen Begriff nicht nur von der Leistungsfähigkeit, sondern auch von der Opferfreudigkeit der damaligen Breslauer Bürgerschaft. Wenn der Rat dann zur Zeit der Reformation einen Anspruch auf das Besetzungsrecht an den Pfarrkirchen erhob, so konnte ihm das von rechtlich denkenden Menschen unmöglich bestritten werden, war es doch die von ihm vertretene Bürgerschaft, die durch ihre Freigiebigkeit bis dahin die Magdalenenkirche erhalten hatte.

Die Geistlichen, die das Pfarramt an Maria Magdalena verwalteten, waren meistens Kanoniker vom Dom und standen den jeweiligen Bischöfen vermutlich sehr nahe. Dieses bischöfliche Besetzungsrecht wurde immerhin in gewisser Weise durch das Privileg der Stadt eingeschränkt, die äußere Kirchenordnung (*ius circa sacra*), also auch den Gottesdienst, aufrecht zu erhalten. Bei den wiederholten Konflikten zwischen der Stadt und dem Domkapitel war hierdurch dem Rat eine Möglichkeit gegeben, den bischöflichen Interdikten und Bannbull'en zu trotzen. Ein Vorschlagsrecht für die Ernennung der Pfarrer besaß der Rat bis zur Reformation jedoch nicht, obgleich er es gern für die Stadtpfarrkirchen gehabt hätte. Patronats- und Investiturbehörde war für Maria Magdalena bis ins 16. Jahrhundert das Domkapitel.

Die Pfarrer führten den Titel *plebanus* oder auch *rector ecclesiae*, mitunter wurden sie auch als *pastor* oder *parochus* bezeichnet. Sie hatten die Oberaufsicht über alle ihre Parodie betreffenden kirchlichen Angelegenheiten. Anfangs maekten sie sich auch wohl in ihrer Eigenschaft als Kanoniker vom Dom eine Gerichtsbarkeit in weltlichen Dingen an, doch nahm der sehr energische Einspruch Kaiser Karls IV. bei seiner Anwesenheit in Breslau im Jahre 1367 dem Domkapitel jedes Recht auf die weltliche Herrschaft über Stadt und Fürstentum Breslau²⁾. Die Pfarrer bezogen sämtliche Stolgebühren, d. h. alle Einkünfte aus ihren Amtshandlungen. Für jede Taufe, jedes Begräbnis, jeden Krankenbesuch erhielten sie eine bestimmte Geldsumme, die nicht in die Kirchenkasse floß, sondern ihnen allein zustand. Auch

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 6/7, weitere Altäre siehe S. 14—19.

²⁾ Weiß, a. a. O. S. 241.

auf die Einnahmen aus neuerrichteten Kapellen und Siliakirchen hatten sie Anspruch. Wenn das Pfarramt zu umfangreich wurde, nahmen sie sich Gehilfen und besoldeten diese. Es stand ihnen frei, auf ihr Amt zu verzichten oder auch mehrere Pfarren zu verwalten. Durch mancherlei Stiftungen hatten sie sich auch ein Vorschlagsrecht bei Besetzung verschiedener geistlicher Ämter bei Maria Magdalena verschafft¹⁾. Außerdem waren die Pfarrer seit 1405 selbständige Besitzer des Pfarrhofes, da sie ihn aus eigenen Mitteln gekauft hatten.

Dem Pfarrer stand der Vikar zur Seite. Er war sein Vertreter in allen Amtshandlungen, sozusagen sein procurator. Schon 1360 wird uns ein Vikar bei Maria Magdalena genannt. Seine Stellung war zunächst ziemlich untergeordnet und armelig, da ihm zumeist die Amtstätigkeit zufiel, die kein Geld einbrachte: das Predigen. Der Vikar war dementsprechend in erster Linie Prediger und wird in Urkunden meistens als *predicator verbi divini*, d. h. Prediger des göttlichen Wortes, bezeichnet. Bei der Berufung des Johann Heß hat dies Predigeramt eine ganz besondere Rolle gespielt. Zu Zeiten sind die Prediger besonders stark hervorgetreten, da sie ihre Predigtbefugnis geschickt auszunützen verstanden und dadurch bedeutenden Einfluß auf die Bürgerschaft ausübten. Wir werden hierüber noch Näheres hören. Ihre Stellung hob sich, als auch für sie besondere Stiftungen gemacht wurden. Im Jahre 1435 erreichten sie sogar eine gewisse finanzielle Sicherstellung; denn damals bestimmte Bischof Conrad, daß der Altar der Jungfrau Maria, Johannes des Täufers und Evangelisten, Christophorus und der heiligen Katharina in der Maria Magdalenenkirche auf Veranlassung seines Patrons, Dr. medic. Johann Goltberg, künftig mit dem Amte eines Predigers verbunden sein sollte²⁾. Es durfte also nur der jeweilige *predicator* mit diesem *beneficio* belehnt werden und dessen Einkünfte beziehen. Wiederholt mag es auch vorgekommen sein, daß der Vikar seine Befugnisse überschritt und dadurch mit seinem Pfarrer in Konflikt geriet³⁾.

Weitere Hilfskräfte standen dem Pfarrer in den Kaplänen zur Verfügung. Meistens waren es zwei oder drei. Sie wohnten und aßen im Pfarrhaus, wurden auch wohl vom Pfarrer besoldet. Sie hatten die Amtshandlungen zu erledigen, die am unbequemsten und unbeliebtesten waren, z. B. die täglichen Früh- und Abendmessen. Ihre Aufgabe war es ferner, Banndrohbriefe des Bischofs zu veröffentlichen und neue Altaristen in ihre Altardienste einzuführen. Jeder Kaplan hatte für eine Woche die laufenden Geschäfte zu besorgen. Er wurde daher auch *Hebdomadarius* genannt. Ursprünglich werden die Kapläne wohl, wie ihr Name sagt, die gottesdienstlichen Handlungen in den Kapellen versehen haben. Als dann die Zahl dieser Kapellen wuchs, so daß ihre Kraft für die daraus entstehende Verpflichtungen nicht mehr ausreichte, wurden besondere Altaristen angestellt, die wir noch näher kennen lernen werden.

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 26: Dem Patron einer Stiftung stand meistens ein Präsentationsrecht zu, die Investitur, d. h. die eigentliche Belehnung erfolgte aber nur durch den Bischof.

²⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 27.

³⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 27.

An dieser Stelle sei dann der rector scolae genannt, der Leiter der Maria-Magdalenen-Schule, der in Abhängigkeit vom Pfarrer und seinen Gehilfen stand. Wir dürfen diesen rector allerdings nicht mit heutigen Schulleitern vergleichen. Die Magdalenschule war gelegentlich der Anwesenheit des Kardinals und Zisterzienser-Ordensgenerals Guido am 12. Februar 1267 gegründet worden. Die Kinder der Magdalenen-Parodie mußten damals die Domschule besuchen, zu der von der Altstadt aus nur eine enge haufällige Brücke führte. Den Eltern war das zu gefährlich, darum veranlaßten sie die Gründung einer Schule in ihrem Pfarrbezirk. Der rector scolae war nach seiner Investitur durch den Bischof selbständiger Herr seiner Schule. Er bezog das Schulgeld und stellte nach Belieben Gehilfen an, die ihn beim Unterricht unterstützten und die er besoldete. Ein festes Gehalt bezog er nicht; doch wurden später auch für ihn Stiftungen gemacht, die seinen Lebensunterhalt sicherstellten. Er leitete den Sängerkhor in der Kirche und bereitete seine Schüler auf den Kirchendienst vor. Aus einem Schreiben vom Jahre 1459 geht hervor, daß die Schüler mitunter zwanzigjährige Menschen waren, die den Priester bei der Messe bedienten, ihn bei Krankenbesuchen begleiteten und die heiligen Gefäße trugen. Die Schulrektoren scheinen im 14. Jahrhundert schon recht wohlhabend gewesen zu sein; denn sie waren in der Lage, der Kirche einige Altarstiftungen zu machen. Die Magdalenschule wurde erst zur Zeit der Reformation selbständig und unabhängig.

An sonstigen Kirchenbeamten, die die üblichen Kirchendienste zu versehen hatten, gab es den Glöckner, der das Glöcklein bei der Messe läutete, den Vorsänger oder Signator, der den Sängern das Zeichen zum Beginn ihres Gesanges gab, den Untervorsänger und Ältesten der Schule, die Chorsänger oder Schüler, den Orgelspieler, den Bälgetreter, den Unterschaffner (subsacristanus), die Kirchendiener und die Glockenläuter auf den Türmen²⁾.

Damit haben wir die eigentlichen und ständigen Beamten an Maria Magdalena kennen gelernt. Unsere Aufmerksamkeit müssen wir nun noch den sogenannten Altaristen zuwenden, die sich allmählich einen so großen Einfluß zu sichern wußten, daß sie neben der regulären Pfargeistlichkeit eine Macht für sich waren. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Menschen des Mittelalters aus echt religiösen Antrieben den Weg zur Kirche fanden. Hungersnot und Pest, Krieg und Feuersbrunst brachten immer wieder große Nöte über das Volk, so daß der Tod für den Einzelnen ein sehr unmittelbares und ewig gegenwärtiges Erlebnis war. Dies gab auch wohl die Veranlassung, daß man sich ständig mit dem Sotleben im Jenseits beschäftigte und auf sein Seelenheil ängstlich bedacht war. Nach dem ganzen Gottes- und Kirchenbegriff des Mittelalters sah man das Hauptverdienst eines Menschen in der Verrichtung guter Werke, die dem Dienst der Kirche gewidmet waren. Von der Glaubensgewißheit und Freiheit eines Christenmenschen, die wir Evangelischen heute als einen selbstverständlichen Besitz betrachten, wußte jene Zeit noch nichts. Die Kirche verstand es, diesen

¹⁾ Das Gründungsjahr ist 1267 und nicht 1266, wie Schönborn annahm. Vgl. Schulprogramm des Maria-Magdalenen-Gymnasiums von 1843 in Markgraf, Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens. 1866. Bd. V. S. 98.

²⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 31.

angstvollen Aberglauben zu fördern und zu pflegen, hoben sich doch mit der Zahl der guten Werke auch ihre Einkünfte und ihr Ansehen. Sie erhob auch keinen Einspruch, als im ausgehenden Mittelalter von all dem Betrieb nur noch Außerlichkeiten übrig blieben; denn sie selbst verfiel den wirkenden Zeitmächten des Nachthungers, der Geldgier und der Korruption und verwarhlöste genau so wie die Menschheit, deren geistliches Erbe sie verwaltete. Diese Entwicklung spiegelt auch der Stand der Altaristen wieder, dem wir bei Maria Magdalena begegnen. Als die guten Werke der Breslauer Bürgerschaft überhand nahmen, so daß die Kapläne für all die Altäre und bezahlten Seelenmessen nicht mehr ausreichten, wurden andere Priester zum Altardienst herangezogen, die der Kirche sonst eigentlich fern standen. Sie nahmen solche Aufträge und Belehungen auch gern an, boten sie ihnen doch Gelegenheit, ihre Einkünfte zu erhöhen. So wird uns z. B. bestätigt, daß der bischöfliche Offizial M. Goldberg im Jahre 1434 Scholasticus beim Dom, Pfarrer bei Maria Magdalena und Altarist bei St. Elisabeth war¹⁾.

Wer zur Stiftung eines neuen Meßaltars zu arm war, vermachte wenigstens ein paar Mark zu Händen eines Altaristen für einen bestimmten Altar. Es bestand auch die Möglichkeit, an einem Altar mehrere Altardienste einzurichten. Jeder Altardienst brachte durchschnittlich einen Ertrag von 10 Mark jährlichem Zins, oft aber auch bedeutend mehr. Die Bestimmung, daß ein Altardienst immer einen besonderen Priester haben mußte, erhöhte die Zahl der Altaristen gewaltig. Es entstand ein geistliches Proletariat, das durch seine Armseligkeit und Geldgier den Priesterstand in Verruf brachte. Um das Jahr 1500 gab es an 58 Altären der Maria-Magdalena-Kirche 114 Altaristen. Zur Zeit der Reformation hatte Breslau 50 000 Einwohner, davon gehörten tausend dem geistlichen Stande an; jeder 50. Breslauer Bürger war also ein Geistlicher. Da jeder Altarist meistens wöchentlich mehrere Messen zu lesen hatte, fanden also um das Jahr 1500 jährlich rund 10 000 regelmäßige Messen statt. Hatte ein Priester mehrere Altaristenstellen inne, so mußte er an hohen Festtagen in der Kirche sein, die den Vorzug hatte.

Der äußere Hergang bei einer Stiftung war etwa folgender: Der Bürger, der einen Altar errichten lassen wollte, benachrichtigte wahrscheinlich zunächst den Pfarrherrn, bezahlte die erforderliche Summe, oder gab an, auf welche Weise diese eingezogen werden sollte. Dann hatte er das Recht, einen Priester vorzuschlagen, der mit seinem Altar belehnt werden sollte. Verzichtete er hierauf, so konnte die ihm zustehende Präsentationsbefugnis, den Kirchenvätern, den Ratmannen, den Ältesten einer Innung oder beliebigen dritten Personen übertragen werden. Dabei kam es schon im 14. Jahrhundert vor, daß Priester zum Patron des von ihnen gestifteten Altars den Rat der Stadt Breslau ernannten und diesem dadurch einen rechtlich gesicherten Einfluß auf die geistlichen Ämter bei Maria Magdalena einräumten²⁾. Der Name des Vorgeschlagenen wurde dem Domkapitel mitgeteilt; darauf sprach dieses die endgültige Belehnung aus. Der Pfarrer ließ dann den neuen Altaristen durch einen seiner Kapläne in die ihm zufallenden Obliegenheiten ein-

²⁾ Markgraf, a. a. O. S. 10.

³⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 17, siehe auch S. 18.

weisen. Von dem Stiftungsbrief, der bei dem betreffenden Altar blieb, nahm der Altarist für sich eine Abschrift. Er enthielt die Angabe über die Höhe der gestifteten Summe und über den Zweck, den der Stifter im Auge hatte. Zumeist wünschte dieser die Lesung von soundsoviel Seelenmessen für sich und seine Angehörigen. Handelte es sich nicht um einen zu gründenden Altar, sondern nur um einen Altardienst, so wurde der Name des Altars genau bezeichnet, an dem die Messen gelesen werden sollten. Ein kräftiger geistlicher Verspruch ging der Urkunde meistens voraus, etwa der Art, „daß der Stifter, von göttlichem Eifer entbrannt und in der besorglichen Erwägung daß nichts gewisser als der Tod, nichts ungewisser als die Stunde desselben sei, ihrem letzten Erntetage und der ungewissen Todesstunde durch Werke der Barmherzigkeit zuvorkommen und auf Erden zu säen gewünscht hätte, um dereinst im Himmel desto vielfältigere Frucht sammeln zu können¹⁾. Die Höhe der gestifteten Summe wurde sehr umständlich und ausführlich angegeben, damit völlige Klarheit bestand, woher die in Aussicht gestellten Gelder zu beziehen seien. Als Beispiel mag die aus dem Jahre 1360 stammende Stiftungsurkunde des Altars der heiligen Anna angeführt werden, in der zur Errichtung eines Altars und Unterhaltung eines Altaristen außer einem jährlichen Zinse von 10 Mark noch 50 Mark an barem Gelde, $\frac{1}{2}$ Mark jährlicher Zins nebst einem Malter dreierlei Getreides als Weizens, besten Getreides und Hafers, sowie Federn, alles auf des Scholzen zu Conradswaldau Heynkos Gütern (um 9 Mk. ablöslich), ferner 1 Mk. jährlicher Zins auf des Breslauer Bürgers Johann Winkelmanns Hause, ingleichen der jährliche Ertrag von 200 Schafen in dem Dorfe Heyda, Ohlauer Kreises, zu 3 Mk. an Walpurgis und 3 Mk. an Michaelis berechnet, ferner 2 Mk. alte Schuld, ferner der jährliche Ertrag von 175 Schafen bei Nikolaus, dem Scholzen zu Conradswaldau, halbjährlich zu 2 Mk. berechnet, ferner der Verkaufsertrag von 11 Stein Wolle und endlich $6\frac{1}{2}$ Mk. außenstehende Schuld testamentarisch angewiesen wurden²⁾.“ Es ist einleuchtend, daß sich aus diesen und ähnlichen Stiftungen sehr schwierige Rechtsverhältnisse ergaben, deren Auflösung nach der Reformation kaum noch möglich war. Die Altaristen erwarben im 14. und 15. Jahrhundert so viele Zinse auf Häuser der Stadt, daß der Rat zum Einschreiten genötigt war³⁾.

Die im Stiftungsbriefe geforderten Seelenmessen wurden bestimmungsgemäß öffentlich oder privatim (specieliter) gelesen. Ob die Innehaltung dieser Anordnungen überwacht wurde und ob etwa die Pfarrer oder Kirchenväter eine Aufsicht über die vielfachen Einkünfte aus den Altarlehen ausübten, können wir leider nicht mehr feststellen⁴⁾.

Zahl und Ansehen der Altaristen wuchsen indessen immer mehr. Ganze Häuser wurden ihnen als Wohnung vermacht. Seit 1405 besaßen sie auch den alten Pfarrhof. Zu wirklicher Macht gelangten sie aber erst, nachdem sie

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 32.

²⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 17. Eine besonders merkwürdige Stiftung beschreibt Schmeidler S. 37.

³⁾ Markgraf, a. a. O. S. 10 und Schmeidler, a. a. O. S. 39.

⁴⁾ Jeder Altarist mußte sich seit 1392 einen Substituten halten, der ihn vertrat, falls er selbst verhindert war, seinen Amtspflichten nachzukommen. Schmeidler S. 33.

sich am 26. Mai 1411 zu einer straffen Organisation zusammengeschlossen hatten. An diesem Tage versammelten sie sich im Pfarrhofe zu St. Maria Magdalena und ließen durch den Kaiserlichen notarius publicus in Gegenwart von Zeugen ein Dokument aufsetzen, dessen Inhalt Schmeidler folgendermaßen wiedergibt: „Da es der fromme Wunsch und das heilsame Verlangen der meisten Diener Gottes sei, unter Gottes Beistande den frommen und heiligen Verein einer Brüderschaft zu stiften, die den Zweck habe, unter gebührenden Dankfagungen gegen den Höchsten die Fürbitte der Jungfrau Maria¹⁾ und aller Heiligen zur Erlangung der göttlichen Gnade, eines seligen Endes und der ewigen Ruhe für alle in Christo entschlafenen Seelen zu erflehen, so haben die achtbaren Herrn . . . (hier folgen 44 Namen), teils Priester, teils Kleriker, Altaristen und Beamtete der Pfarrkirche zu Maria Magdalena, größtenteils persönlich versammelt und weder dazu überredet, noch gezwungen, noch durch Irrtum verleitet, sondern durch die Gnade des heiligen Geistes aus frommer Gesinnung dazu angetrieben, unter einander einmütig eine löbliche, ehrbare, auch so Gott wolle, in allen Stücken heilsame Brüderschaft gestiftet und für immer zu halten beschlossen, nämlich in folgender Art, daß:

wenn einer von ihnen mit der Zeit sterben sollte, alle übrigen Glieder dieser Brüderschaft, soviele ihrer am Orte, d. h. in der Stadt Breslau anwesend sein würden, auf die erhaltene Todesanzeige sich zum Leichenbegängnis und den Exequien des Verstorbenen persönlich einfinden, auch alljährlich einmal in solchem Falle für die Seele des Verstorbenen die *vigilias novem lectionum* sprechen und eine Messe für seine Seele entweder selbst lesen oder durch einen Vertreter lesen lassen sollten, wofern nicht etwa ein gesetlicher Entschuldigungsgrund vorhanden wäre; daß ferner jeder Bruder der gedachten Brüderschaft dieselben Vigilien und dieselbe Messe außerdem noch vierteljährlich specialiter lesen oder lesen lassen sollte; und daß endlich, so oft es den unten genannten Procuratoren der Brüderschaft notwendig erscheinen sollte, die Brüder zur Beratung zusammenzurufen, sich dieselben, bei Strafe eines halben Groschens, an dem bestimmten Orte und zur bestimmten Stunde einfinden müßten. Dieselbe Strafe werde ihnen auferlegt, wenn sie den Conduct und die Exequien *pertinaciter* vernachlässigen sollten.

Außerdem wurde festgesetzt, daß jedes Mitglied der Brüderschaft einen jährlichen Beitrag von einem Groschen, halb zu Weihnacht, halb zu Johanni entrichten sollte, und zur Eintreibung der Beträge und etwaigen Straf gelder, sowie zur gesamten Geschäftsführung der Brüderschaft, nötigenfalls auch vor Gericht, wurden zwei Procuratoren erwählt nämlich Johannes Altmann und Johannes Snelle, Priester und Altaristen der Magdalenenkirche, jedoch mit dem Vorbehalt, wenn es notwendig sein sollte, dieselben auch wieder abzurufen und einen oder mehrere an deren Stelle zu setzen²⁾.

1) Die Altaristen nannten sich auch „Brüderschaft der hochgelobten Jungfrau Maria“.

2) Schmeidler, a. a. O. S. 33.

Die Gründung dieser Altaristen-Brüderschaft fand bei den geistlichen Behörden sofort gebührende Anerkennung. Bischof Conrad I. bewilligte mehrere Quadragenen Ablass für alle diejenigen, die an den von der Brüderschaft veranstalteten Gottesdiensten teilnahmen. Bischof Peter II. wiederholte die Bestätigung, besonders in bezug auf die *horas canonicas*, die die Altaristen in der Fronleichnamswche veranstalteten. Im Jahre 1434 vereinigten sich die Altaristen vom Dom, von Maria Magdalena und von Elisabeth zu einer Communität. Der berühmte und für Breslaus Geschichte verhängnisvolle Franziskaner und General-Inquisitor Capistran lud die Brüderschaft durch zwei Schreiben aus den Jahren 1451 und 1453 ein, in den von ihm geschaffenen Orden der Observanten (eine strengere Richtung des Franziskanerordens), einzutreten. Gerade die Hochachtung, die Capistran den Altaristen erwies, hat zu ihrer Beliebtheit und Berühmtheit beigetragen; denn dieser Mönch wurde von den Breslauern wie ein heiliger verehrt. Einfache Bürgersleute und hohe Kirchenfürsten wetteiferten in der Folgezeit förmlich, der Brüderschaft ihre Verehrung durch Geschenke und Vermächtnisse zu beweisen.

Schließlich gehörten ihr nicht nur Priester, sondern auch Laien an. Pol berichtet darüber in seinen Jahrbüchern der Stadt Breslau: „Darin haben sich begeben und sind aufgenommen worden nicht allein Domherrn, Pfarrherrn, Prediger, Altaristen, Kaplane, Schulmeister, Vikarien, Missionarien, Sakristanen in- und außerhalb der Stadt, sondern auch Herzog Conrad der Alte, der Weiße, seine Gemahlin, Frau Dorothea, Herzog Wenzel zu Sagan und allerlei Stände und Orden, Rats- und Kaufleute, Krämer und Handwerksleute, Bürger und Bauern, Frauen und Jungfrauen, Diener und Dienerinnen“¹⁾. Die Gottesdienste jener Zeit erhielten durch diese große Zahl von Priestern einen besonderen Glanz. An hohen kirchlichen Festtagen zogen sie in prächtigen Meßgewändern in feierlicher Prozession zur Kirche, vorauf die Monstranz, das Kreuz und viele Lichter und Fahnen. Im Jahre 1410 verordnete Papst Johann XXIII., daß in der Magdalenenkirche das Sakrament nicht mehr in einer verschlossenen Büchse, sondern in *monstrancia sive cristallo* auf dem Altar oder an einem andern passenden Orte ausgestellt und täglich während der Meßfeierlichkeit dem Volke frei und öffentlich gezeigt werden sollte²⁾. Bei den vierteljährlichen Anniversarien (Gedenktagen) wurden aus einem sorgfältig geführten Totenbuche die Namen aller verstorbenen Angehörigen und Gönner der Bruderschaft öffentlich vorgelesen. Um diese Auszeichnung theilhaftig zu werden, suchten viele Bürger die Aufnahme in das Totenbuch durch Geldgeschenke an die Altaristenkasse zu erlangen³⁾. In besonderer Weise scheint die Brüderschaft sich des Kirchengesanges angenommen zu haben. Feierliche Instrumentalmusik begleitete die gottesdienstlichen Handlungen. An großen Feiertagen wurde das „*Salve regina*“ und der Gesang „*Melchisedech*“, das „*Tenebrae factae sunt*“

1) I. S. 194.

2) Schmeidler, a. a. O. S. 38, Anmerkung 2.

3) Schmeidler, a. a. O. S. 38, Anmerkung 4. Die *Anniversaria generalia* wurden auch dazu benutzt, die sogenannten Quatembergelder zu verteilen, siehe Schmeidler S. 35, Anmerkung 1.

nach der Hochmesse an jedem Freitag, das „Ave Jesu Christo“ und das „Jesus Christus nostra salus“ beim Hochante an jedem Donnerstage gesungen¹⁾). Die Kirchenmusik hat auch nach der Reformation bei Maria Magdalena in großem Ansehen gestanden, und noch heute bemüht man sich, der Kirche diesen guten Ruf zu erhalten.

III.

Nach diesem Umriss allgemeiner Art wenden wir uns nun der eigentlichen Geschichte der Maria-Magdalenen-Kirche im 13., 14. und 15. Jahrhundert zu. Wären uns die Namen aller Pfarrer bekannt, die der Kirche in der Zeit vor der Reformation vorgestanden haben, so stünden der Darstellung keine besonderen Schwierigkeiten entgegen. Leider ist das aber nicht der Fall, und so müssen wir uns für die Anfänge der Kirche mit einigen Rückschlüssen begnügen, die wir aus dem Verlauf der Breslauer Stadtgeschichte ziehen.

Als erster Pfarrer von Maria Magdalena wird uns Johannes de Nams-lavia genannt²⁾). Ehrhardt behauptet in seiner „Presbyterologie“, der Name dieses Plebans käme in Urkunden aus den Jahren 1205, 1213 und 1226 vor³⁾). Grünhagen hat sich in seiner Schrift „Über die Anfänge der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena und St. Elisabeth“ mit diesen Angaben auseinandergesetzt und ihre Haltlosigkeit nachgewiesen⁴⁾). Die Jahre 1205 und 1213 scheiden von vornherein aus, da nach den bisherigen Feststellungen unsere Kirche damals noch nicht bestanden hat. Doch auch gegen eine Urkunde aus dem Jahre 1226 müssen wir berechtigte Bedenken erheben. Ehrhardt schreibt, daß dieser erste Magdalensische Pfarrer in „Urkunden aus obigen Jahren“ vorkomme, welches diese seien, sagt er aber nicht. Da es sich um sehr alte, für den Historiker wichtige Dokumente handeln müßte, wäre eine sehr genaue Angabe über sie wohl nennenswert gewesen. Ehrhardt kannte auch die schlesische Geschichte zu gut, als daß ihm nicht selbst an der sorgfältigen Notierung solcher bedeutungsvollen Urkunden gelegen hätte. Wir müssen daher annehmen, daß er den Namen irgendwo unter der Firma einer „urkundlichen Anführung“ gefunden hat. Heute wissen wir, daß wir bei den älteren Quellen zur schlesischen Geschichte vorsichtig sein müssen. Mit schriftlichen Aufzeichnungen war man im alten slavischen Breslau sehr sparsam, da man auf jener niederen Kulturstufe ihren Wert noch nicht zu schätzen wußte. Erst nach der Erstarkung des deutschen Volksanteils und der damit zusammenhängenden Ausdehnung der rechtlichen Verhältnisse⁵⁾) nimmt die Zahl urkundlicher Belege zu. Im 14. und 15. Jahrhundert entstanden dann verschiedene Chroniken, die nachträglich die Daten bedeutender Vorgänge der Vergangenheit festzulegen suchten, doch waren die Verfasser nicht eben genau in ihren Feststellungen.

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 38, Anmerkung 1.

²⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 44.

³⁾ Ehrhardt, Presbyterologie Kapitel 3 S. 293.

⁴⁾ Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Philologisch-historische Abteilung 1867.

⁵⁾ Die deutschen Kaufleute wurden z. B. nach deutschem Recht, die eingewanderten Bewohner nach polnischem Recht behandelt.

In den wenigen Schriftstücken urkundlicher Art, die uns aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten sind, kommt der Name Johannes de Namslavia nicht vor. Die Zusehung einer lokalen Bezeichnung zum Taufnamen ist in jener ältesten Zeit auch noch gar nicht gebräuchlich. Ähnlich dürfte es um den zweiten Pfarrer bestellt sein, den Schmeidler und sein Gewährsmann Ehrhardt „Thomas Bley“ nennen. Er ist uns bisher, wie Johann de Namslavia, in schlesischen Urkunden nicht bestätigt.

Wir sind vorläufig nicht in der Lage, für die ersten 60 Jahre des Bestehens der Maria-Magdalenen-Kirche die Inhaber des Pfarramts zu nennen. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts begegnet uns ein Pleban, den wir mit gutem Recht als Pfarrer von Maria Magdalena ansehen können. Er heißt Arnold und erscheint am 10. Mal 1268 zusammen mit dem Pfarrer Petrus von St. Elisabeth als Zeuge bei der feierlichen Verleihung der Gerichtsbarkeit durch Bischof Thomas I. an das Domkapitel¹⁾. Wir kennen ihn außerdem aus dem Stiftungsbriefe der Kollegiatkirche zum heiligen Kreuz vom 11. Januar 1288, wo er ebenfalls als Zeuge auftritt. Hat Arnold das Pfarramt zwischen 1268 und 1288 verwaltet, so hat er unserer Kirche zu einer Zeit vorgestanden, die für uns von großem Interesse ist. Gerade damals fand die Auseinandersetzung zwischen Herzog Heinrich IV. und Bischof Thomas II. statt, durch welche die kirchlichen Zustände jener Zeit in eigentümlich hellem Lichte erscheinen. Diese Machtprobe spiegelt im Kleinen die Gegensätze wieder, die in Deutschland eben damals mit größerem Aufwand von Energie und sichtbarer für die Augen Europas zwischen Kaisertum und Papsttum ausgetragen wurden. Der Anlaß zum Streit lag in allerlei Reibereien und Kompetenzschwierigkeiten, die sich allmählich zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt herausstellten. Die Vertreter dieser Mächte, Heinrich IV. und Thomas II., waren Männer, die nicht nur von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, sondern auch mit so glänzenden geistigen Gaben ausgestattet waren, daß sie dem Kampf nicht auswichen, sondern ihn mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu Ende führten. Zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam es, als die Landeshoheit über das dem Bischof gehörige Gebiet von Ottmachau-Neiße, die Heinrich IV. für sich in Anspruch genommen hatte, durch einen Schiedspruch Thomas II. zuerkannt und dem Herzog noch dazu eine sehr große Geldbuße auferlegt wurde. Herzog Heinrich erkannte diese Entscheidung nicht an. Thomas II. zog sich darauf nach Ottmachau zurück und tat Heinrich von dort aus in den Bann. Damit hatte er aber übereilt gehandelt, denn der Papst ging auf den Einspruch Heinrichs ein und suchte eine Verständigung herbeizuführen.

Die Breslauer Pfarrer standen nun vor einer schwierigen Lage. Die Macht in der Stadt hatte der bei der Bürgerschaft sehr beliebte und hochverehrte Herzog in der Hand. Die Geistlichkeit, die sich gegen ihn erklärte, mußte gewärtig sein, daß er mit aller Strenge gegen sie vorging. Wiederholt hatte er auch schon bewiesen, daß er sich nicht scheute, die ihm entgegentretenden Widerstände rücksichtslos niederzuwerfen. So gab denn eine ganze Anzahl schlesischer Geistlicher am 15. Mai 1284 die öffentliche Erklärung ab,

¹⁾ Weiß, a. a. O. S. 91.

daß sie den Herzog nicht als gebannt betrachten könnte und daß sie auch weiterhin Gottesdienste für ihn halten würde. Dieser Stellungnahme schlossen sich die beiden Breslauer Stadtpfarrkirchen St. Elisabeth und St. Maria Magdalena an. Wir dürfen dieser Haltung zwar kaum allzuviel Entschiedenheit beimessen, da Herzog Heinrich alle Priester ihres Amtes entsetzte, die den Bannfluch gegen ihn auszuführen versuchten; immerhin erscheint uns die Erklärung vom 15. Mai 1284 wie eine erste Äußerung des im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts von den Stadtpfarrkirchen immer wieder bewiesenen Zugehörigkeitsgefühls zur Breslauer Bürgerschaft.

Als sich im Jahre 1285 auch der Papst gegen Herzog Heinrich aussprach und ihn ebenfalls mit Bann und Interdikt belegte, gaben die Pfarrer ihren Widerstand auf und stellten die gottesdienstlichen Handlungen ein. An ihre Stelle traten sofort die Minoriten des Klosters zu St. Jakob, die auch jetzt noch dem Herzog Treue hielten. Diese kirchliche Spaltung ging so tief, daß auch die nationalen Gegensätze aufgerissen wurden. Herzog Heinrich galt als der Vertreter des in Polen eingedrungenen und zur Herrschaft gelangten Deutschtums, Bischof Thomas dagegen als Führer des einheimischen polnischen Elements. Ihren Ausdruck fand diese Zerklüftung darin, daß die acht deutschen Minoriten-Konvente des Landes sich von der polnischen Ordensprovinz trennten und zur sächsischen übertraten¹⁾. Nach heftigem Kampfe gelang es Heinrich, des Bischofs Unterwerfung zu erzwingen. Beide söhnten sich danach aus und lebten seitdem in Frieden miteinander. Heinrich IV. bewies seine Ergebenheit der Kirche gegenüber dadurch, daß er 1288 das Kollegiatstift und die Kirche zum heiligen Kreuz gründete und reich dotierte. Die Urkunde dieser Stiftung ist es, die den Namen des Pfarrers Arnold von Maria Magdalena enthält. Er muß also den großen Kirchenstreit miterlebt haben. Welche Rolle er in ihm gespielt hat, können wir allerdings nicht feststellen, da sein Name weder auf Seiten Heinrichs, noch auf der des Bischofs besonders hervortritt.

Wer der Nachfolger Arnolds im Pfarramte war, wissen wir nicht. Vielleicht war es Heinrich von Droguz, der uns im Stiftungsbriefe der Corporis-Christi-Kirche vom 30. April 1318 als Magdalensischer Pfarrer genannt wird. Er verwaltete zusammen mit Nikolaus von Banz²⁾ das Bistum Breslau, als Bischof Heinrich von Würben 1309 auf päpstlichen Befehl von seinem Amte suspendiert wurde. Die hervorragende Stellung, die er einnahm, berechtigt uns zu der Annahme, daß er ein Mann von besonderen Fähigkeiten gewesen sein muß, oder zum mindesten in den besten Beziehungen zum Dom gestanden hat. Sein Name tritt uns noch mehrmals neben dem des Nikolaus von Banz entgegen. Die beiden dürften in ihren Ansichten weitgehend übereingestimmt haben, wenn Nikolaus von Banz auch der einflußreichere und überragendere gewesen ist. Beide Männer verstanden es jedenfalls, der großen Schwierigkeiten des Bistums, die sich im Anfange des 14. Jahrhunderts in gefährlicher Weise zuspitzten, mit großem Geschick und ganz im Sinne der deutschen

¹⁾ Grünhagen, Geschichte Schlesiens. Bd. I. S. 107.

²⁾ Dieser hat auch den Stiftungsbrief der Corporis-Christi-Kirche mitunterzeichnet. Den Wortlaut der Urkunde s. Schmeidler, a. a. O. S. 10. Anmerkung 11a.

Bürgerschaft Breslaus Herr zu werden. Aus der Stellung, die sie bei wichtigen Ereignissen dieser Zeit eingenommen haben, können wir für die Persönlichkeit des Heinrich von Droguz und die von ihm geleitete Kirche einige interessante Rückschlüsse ziehen.

Deutlicher noch als zur Zeit Heinrichs IV. hatten sich unter seinen Nachfolgern die Gegensätze zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung ausgeprägt. Bischof Heinrich von Würben, der seit 1302 dem Bistum vorstand, war ein gut deutsch gesinnter Mann, der sich bei der polnischen Partei des Domkapitels keiner großen Sympathie erfreute. Das Papsttum stand traditionsgemäß (s. Peterspfennig) auf Seiten der Polen und suchte auch von sich aus den deutschen Einfluß bei Besetzung der geistlichen Ämter auszuschalten. Diesen Bestrebungen fiel Heinrich v. Würben zum Opfer: er wurde 1309 seines Amtes entsetzt und nach Avignon berufen. Der päpstliche Legat Gentilis, der während der Zeit des Interims die bischöflichen Befugnisse in Breslau ausübte, vergab alle freierwerbenden geistlichen Pfründen an polnische Kleriker. Dadurch wurde nur Öl ins Feuer gegossen. Die Kritik an der Handlungsweise der Kirche fand in allerlei Kezereien ihren Ausdruck.

Im Jahre 1311 kam es zu einer Teilung des schlesischen Herzogtums unter die Söhne Heinrichs IV.: Boleslaw erhielt das Fürstentum Brieg, Wladislaw das Fürstentum Liegnitz, und Heinrich übernahm als Heinrich VI. die Herrschaft über das Fürstentum Breslau. Letzterer war nur darauf bedacht, seiner Stadt durch Privilegien und Handelsfreiheiten zu Macht und Ansehen zu verhelfen. Sein Ratgeber und Minister war Nikolaus von Banz.

Die Reibereien zwischen der polnischen Partei des Domkapitels, deren Führer der päpstliche Legat war, und der deutschen, die von Banz geführt wurde, nahmen so bedenkliche Formen an, daß der Papst endlich Heinrich von Würben am 12. Oktober 1313 wieder in sein Amt einsetzte. Zwar wurde dadurch die Ordnung im Bistum einigermaßen wieder hergestellt, doch die vierjährige bischofslose Zeit hatte dem Geist der Zuchtlosigkeit und Weltlichkeit, der immer schlimmere Formen annahm, Vorschub geleistet. Heinrich von Würben sah sich genötigt, mit großer Strenge einzugreifen. Im Jahre 1315 wurden auf seinen Befehl in Schweidnitz 50 waldensische Kezer verbrannt; auch in Breslau erlitten viele den Feuertod. In verschiedenen Breslauer Klöstern sollten strenge Reformen durchgeführt werden; die Konvente der Beghinen wurden aufgehoben und des Landes verwiesen. Verschiedentlich wurde in dieser Zeit das Interdikt auch über die Stadt verhängt, allerdings mit wenig Erfolg, da sich die meisten Geistlichen um die bischöflichen Verbote nicht kümmerten. Als 1319 Bischof Heinrich starb, kam es außerdem noch zu einem Schisma: die polnische Partei wählte den Glogauer Archidiacon Luthold, die deutsche den Domherrn Veit. In Wirklichkeit wurde das Bistum jedoch von Nikolaus von Banz und Heinrich von Droguz verwaltet. Diese hoben 1320 das immer noch bestehende Interdikt auf.

Mehr und mehr hatte sich für die Breslauer die Notwendigkeit herausgestellt, bei einem mächtigen Lehnsherrn Anschluß zu suchen. Boleslaw von Brieg fiel wiederholt im Bunde mit den Polen in das Breslauer Fürstentum ein und brandschatzte das Land in brutalster Weise. Das polnische und böhmische Reich wuchsen zu immer größerer Machtstellung heran. Das kleine

Breslauer Teilgebiet konnte vor den herrschenden anarchischen Zuständen in Schlesien nur Ruhe finden, wenn eine starke Hand die zerstörenden Gewalten niederhielt. Den Breslauer Kaufleuten lag auch sehr daran, mit einem größeren Staate in freundschaftliche Handelsbeziehungen zu kommen, da der Entwicklung der Stadt sonst die allergrößten Schwierigkeiten entgegenstanden. Hierauf ist wohl der Anschlußversuch an das Deutsche Reich vom Jahre 1323 zurückzuführen. Als er mißlang, befreundete man sich mit dem Gedanken, den man früher schon erwogen hatte, Breslau dem Könige Johann von Böhmen als Lehen anzutragen. Bei dieser Gelegenheit kam es wieder zu erbitterten Zusammenstößen innerhalb der Breslauer Bürgerschaft und Geistlichkeit; sträubten sich doch die Polen, unterstützt von den berüchtigten päpstlichen Legaten Andreas von Veroli und Peter von Auvergn, entschieden gegen die böhmischen Abschlußbestrebungen, während Nikolaus von Banz und Heinrich von Droguz auf Seiten der deutschen Partei eifrige Verhandlungen mit dem Böhmenkönige führten. Wir sehen also den Pfarrer von Maria Magdalena wieder die Interessen der deutschen Bevölkerung vertreten, auch gegen den Willen der geistlichen Machthaber. Gerade in der Angelegenheit des Anschlusses an Böhmen scheint uns das bedeutungsvoll zu sein, beginnt doch mit dem Jahre 1327, in dem dieser Plan endlich verwirklicht wurde, eine neue Epoche des Aufschwunges und Wohlstandes der Stadt Breslau.

Wie lange Heinrich von Droguz seinem Pfarramte vorgestanden hat, läßt sich nicht feststellen. Ob er überhaupt viel Gelegenheit fand, sich um seine Amtsgeschäfte zu kümmern, wissen wir ebenfalls nicht. Die Verwaltung des Bistums wird ihn wahrscheinlich so in Anspruch genommen haben, daß seinem Vikar und den Kaplänen ein gut Teil seiner pfarramtlichen Pflichten zugefallen sein dürfte. Um die Errichtung der Corpus-Christi-Kirche als Siliale von Maria Magdalena dürfte er sich immerhin einige Verdienste erworben haben. Sein Nachfolger wird jener Priester Chammon Quas gewesen sein, der im Jahre 1340 nebst anderen Breslauer Geistlichen in den zwischen dem Breslauer Rat und Bischof Naufer ausgebrochenen Streit hineingezogen wurde. Es handelt sich damals um die Herausgabe des strategisch wichtigen bischöflichen Grenzschlusses Militisch an Johann von Böhmen. Bischof Naufer, ein Pole, wäre auch wohl dazu bereit gewesen, doch der päpstliche Legat Galhard, der zur Eintreibung des Peterpfennigs nach Schlesien geschickt worden war, ließ sich in keiner Weise dazu bestimmen. Für die Stadt Breslau war durch den Anschluß an Böhmen in kirchlichen Dingen eine Reihe fast unüberwindlicher Schwierigkeiten entstanden. Als Bischofssitz unterstand sie dem Erzbischof von Gnesen, als weltliche Macht dagegen dem Könige von Böhmen. Die Nachfolger König Johanns bemühten sich daher beständig, den Anschluß Breslaus an die böhmische Kirche, die seit 1343 wieder bestand, durchzusetzen. Ihre Bestrebungen hatten aber keinen Erfolg, da der Papst durch die Berichte des Legaten Galhard der Überzeugung sein mußte, daß seinen Interessen dadurch in keiner Weise gedient sein würde. Der Deutschenhaß dieses Mannes war es auch, der den jetzt ausbrechenden Konflikt zwischen Naufer und König Johann von Böhmen veranlaßte. Als Galhard den Bann über Breslau aussprach, wandte sich der Rat an den Papst mit der Bitte, die Entscheidung einem Schiedsgerichte zu übertragen. Der Papst war damit einverstanden, doch lei-

stete der Legat keine Folge, als er zur Vernehmung nach Breslau geladen wurde. Im Jahre 1339 nahm König Johann das Schloß Militzsch durch Handsreich ein und ließ eine kleine Besatzung darin zurück. Darüber war Bischof Nauker so empört, daß er persönlich vor dem Könige erschien und ihn exkommunizierte. Letzterer empfahl darauf dem Landeshauptmann Konrad von Falkenhayn, mit den schärfsten Maßregeln gegen Bischof Nauker vorzugehen. So kam es zu einer neuen Machtprobe zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, die fast wie eine Wiederholung der Ereignisse des Jahres 1284 anmutete. Die Geistlichkeit spaltete sich wieder in zwei Lager: die deutsch gesonnenen Priester hielten zum Rat, die polnischen zum Bischof. Die Pfarrer von Maria Magdalena, Elisabeth, Mauritius und Nikolai stellten zwar den Gottesdienst ein, doch erlaubten sie den Minoriten, in ihren Kirchen zu predigen und die Messen zu lesen. Als Bischof Nauker aber durchaus nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen war, ging der Rat mit Gewaltmaßnahmen vor. Er befahl den Pfarrern die unverzügliche Wiederaufnahme der gottesdienstlichen Handlungen. Als sie dem Gebot nicht Folge leisteten, setzte er sie ab und ernannte an ihrer Stelle andere Geistliche. Der Pfarrer Chammon Quas bei Maria Magdalena wurde ebenfalls seines Amtes enthoben und ein aus dem Zisterzienser-Kloster Grüssau ausgetretener Mönch, Bruder Martin, mit dem Pfarramte betraut¹⁾. Dieser hatte schon vorher weltliche Kleidung angelegt und scheint einen für damalige Zeiten besonders kezerischen Standpunkt bezüglich der Machtstellung der Kirche vertreten zu haben. Er dürfte von Waldensischen Gedankengängen ausgegangen sein. Seine Ansichten über die Beichte und andere Grundpfeiler der katholischen Kirche muten fast reformatorisch an. Wenn man bedenkt, welche furchtbare Gewalt den Inquisitionsgerichten damals zustand, wird man den Mut dieses Zisterziensers bewundern müssen. Die Erregung in der Breslauer Bürgerschaft war groß, wurden doch viele gläubige Christen durch Bruder Martin in die schlimmsten Gewissenskonflikte gebracht. Bischof Nauker sah sich gezwungen, mit den schärfsten Kirchenstrafen gegen die Stadt Breslau vorzugehen. Er berief den Kezerinquisitor Johann von Schwenkenfeld nach Breslau mit dem Auftrage, die Ordnung in der Stadt wieder herzustellen. Der Inquisitor versuchte auch sein Möglichstes, doch waren seine Erfolge nur gering, so daß er sich bald wieder nach Neiße in Sicherheit brachte. Seinen Häschern, insbesondere den Bemühungen des bischöflichen Offizials Apeczko gelang es aber, sich des Bruders Martin zu bemächtigen. Er wurde heimlich fortgeschleppt und trotz der Bemühungen des Rates nicht wieder freigelassen. Wir wissen nicht, welches Ende dieser Mann gefunden hat. In der Geschichte unserer Kirche wird es jedoch immer denkwürdig bleiben, daß der Rat von Breslau schon im 14. Jahrhundert an Maria Magdalena einen Prediger berief, der durchaus reformatorische Gedanken vertrat und der überragenden Machtstellung des katholischen Klerus mutig begegnete.

Der Streit ging indessen weiter. Die Erregung in der Stadt wuchs noch, als Bischof Nauker den Landeshauptmann von Falkenhayn und die Ratsmänner des laufenden Jahres in den Bann tat. Der Rat blieb weiter hartnäckig und ließ auch ferner Gottesdienste halten. Als der Ratsälteste, Peter

¹⁾ Dgl. Weiß, a. a. O. S. 209/210 und Grünhagen, Geschichte Schlesiens. I. S. 169.

von Patschkau, starb, wurde er unter feierlichem Glockengeläut und mit allen Ehren in der Maria-Magdalenenkirche beigesetzt. Nach dem Tode Bischof Nauers (1341) und der Ermordung des Inquisitors Johann von Schwenkenfeld (28. September 1341) kam endlich eine Einigung zustande. Die Ratmänner erklärten sich bereit, öffentlich ihr Bedauern über das Vorgefallene auszusprechen und die fortgejagten Pfarrer wieder in ihr vorheriges Amt einzusetzen. Wahrscheinlich wurde letzteren auch eine Entschädigungssumme für den Ausfall ihrer Einkünfte gezahlt. Auch Thammion Quas hat auf diese Weise sein Pfarramt an Maria Magdalena zurückerhalten.

Die nun folgenden Geistlichen bei Maria Magdalena sind in der Breslauer Stadt- und Kirchengeschichte weniger in den Vordergrund getreten. Wir sind daher auch nicht in der Lage, ihre Lebens- und Amtsjahre genau zu bestimmen.

Johannes Wert, dessen Name uns aus einem Stiftungsbriefe des Altars der vier Kirchenlehrer bekannt geworden ist¹⁾, lebte um das Jahr 1360. Er dürfte Zeuge jener religiösen Erneuerungsbewegung gewesen sein, die damals einsetzte und deren Träger die sogenannten Flagellanten oder Geißelbrüder waren. Im Jahre 1349 erschienen sie zum ersten Male in Schlesien. Durch die verheerenden Wirkungen der Pest, durch Hungersnot, Überschwemmung, Feuersbrunst und des Krieges erschreckt, ergaben sie sich religiösen Schwärmereien, die zum Fanatismus ausarteten. Bußlieder singend, durchzogen sie das Land, geißelten ihren Körper bis aufs Blut und versuchten, durch Weltflucht und Askese das Strafgericht Gottes abzuwenden. Unter Leitung eines Breslauer Priesters kamen sie auch nach Schlesien, zunächst mit Erlaubnis des Bischofs Prezislaus, dann aber von diesem verfolgt und verdammt, als sich allerlei Gesindel den Büsserscharen anschloß. Vielleicht hatte Prezislaus von den Flagellanten Anregungen für eine heilsame Reform der dem Verfall entgegentreibenden Kirche erhofft, doch blieben seine Erwartungen unerfüllt. Die Priester setzten ihr leichtfertiges Leben ungehindert fort; immer schärfere Kritik übte die Laienwelt an ihrem Treiben; in immer größere Widersprüche verwickelte sich die Kirche; immer verhängnisvoller wurde der Unterschied zwischen ihrer Lehre und ihrem Tun. Der Sohn Johans von Böhmen, Karl IV., hatte nach dem Tode seines Vaters die deutsche Kaiserkrone errungen und verstand es, die päpstliche Kurie seinen weit ausschauenden Plänen dienstbar zu machen. Die Stadt Breslau unterstützte er in jeder Weise, mitunter ganz auf Kosten des Domkapitels. Der Kirche St. Maria Magdalena erwies er jedoch sein besonderes Wohlwollen, indem er ihr einige Reliquien verehrte, die das Ansehen der Kirche zu damaliger Zeit sehr gehoben haben mögen. Es handelte sich um zwei Stückchen Holz vom Kreuze Christi, einen Dorn aus der Dornenkrone des Heilands und ein Stück von den Gebeinen der heiligen Maria Magdalena²⁾.

Der Nachfolger Johann Werts ist wahrscheinlich Johann Slamynski gewesen, der um das Jahr 1378 lebte³⁾ und bei seinem Tode seiner Kirche einen jährlichen Zins von 22 Mark zu zwei Altarlehen vermachte⁴⁾. In seine Amts-

1) Schmeidler, a. a. O. S. 44.

2) Schmeidler, a. a. O. S. 11.

3) Schmeidler, a. a. O. S. 45.

4) Schmeidler, a. a. O. S. 24/25.

zeit fällt der sogenannte Pfaffenkrieg, der von König Wenzel IV., dem Nachfolger Karls IV., mit großer Schärfe gegen die Breslauer Geistlichkeit geführt wurde. Es handelte sich in diesem Streit zunächst um das Recht des Bierauschanks, das die Klosterbrauereien sehr zum Nachtheile der mächtigen Innung der Kretschmer ausübten. Als der Rat hiergegen einschritt, belegte das Domkapitel am 7. Januar 1381 die Stadt mit dem Interdikt. Es war also schon so weit gekommen, daß die höchsten kirchlichen Strafen wegen der trivialsten Anlässe verhängt wurden. Als König Wenzel 1381 nach Breslau kam, um die Huldigung der Stadt entgegenzunehmen, verlangte er, daß ihm zu Ehren das Interdikt aufgehoben würde. Das Domkapitel lehnte seinen Wunsch jedoch in schroffer Weise ab. Der zum Jähzorn neigende Fürst geriet darüber in solche Wut, daß er die Güter der Domgeistlichkeit, des Sandstiftes und des Klosters St. Vinzenz von seinen Kriegern plündern und ausrauben ließ. Auf diese Freveltaten hin hätte man den Bannstrahl des Papstes erwarten müssen; denn die Sicherheit der Breslauer Geistlichkeit schien auf das schlimmste gefährdet. Die Domherren waren in alle Winde zerstreut und wagten nicht, in die Stadt zurückzukehren. Doch nichts geschah. Papst Urban VI. setzte zwar einen Legaten ein, der die ganze Angelegenheit regeln sollte; doch hatte dieser strengste Anweisung, ja nicht den nochmaligen Zorn König Wenzels zu erregen. So nahm dieser mit brutalsten Mitteln geführte Krieg für die schwer geschädigten Breslauer Priester ein unrühmliches Ende. Zwar kehrten sie allmählich wieder in ihre Pfründen zurück, doch eine Entschädigung für die Verluste, die sie erlitten hatten, wurde ihnen nicht bewilligt.

Im Jahre 1384 erlebten die Breslauer einen Kezerprozeß. Ein Schüler Johann Wiclifs, des englischen Reformators, namens Stephan, verstand es, aus der Bibel die Unzulänglichkeit vieler katholischer Lehrsätze nachzuweisen. Er tat dies so geschickt und mit solcher Sachkenntnis, daß ihm schwer beizukommen war. Der damalige Bischof Wenzel beauftragte den Abt Ludolf von Sagan und den Magister Johann von Sternenberg, in feierlicher Disputation die Irrlehren Stephans zu widerlegen. Dies gelang ihnen zwar nicht, doch fanden sie Gründe genug, den Kezer zum Feuertode zu verurteilen. Im Jahre 1398 wurde Stephan in Gegenwart einer großen Volksmenge verbrannt.

Zu dieser Zeit war bereits Jakob von Hanwilsrode Pfarrer bei St. Maria Magdalena. In Urkunden aus den Jahren 1383 und 1394 kommt sein Name vor. Wir dürfen annehmen, daß er sich seiner Kirche in besonderer Weise angenommen hat; denn in seine Amtsperiode fällt die Beschaffung der Marien- oder Armensünderglocke, die im Jahre 1386 auf den einen Turm gezogen wurde und durch ihre Größe (113 Ztr.) die Bewunderung der damaligen Breslauer Bevölkerung erregte¹⁾. An ihre Entstehung knüpft sich die bekannte Sage vom „Glockenguß zu Breslau“, die durch Wilhelm Müllers gleichnamiges Gedicht in ganz Deutschland bekannt geworden ist. Seine Verse:

¹⁾ Bei Schmeidler hat sich an dieser Stelle ein irreführender Druckfehler eingeschlichen. Das Jahr der Entstehung ist nicht, wie S. 6 angegeben, 1358, sondern 1386. Auf S. 45 ist die Angabe richtig. Dieser Irrtum ist von Weiß in seine Chronik von Breslau übernommen worden. Vgl. Weiß a. a. O. S. 347.

„Doch aller Glocken Krone,
 Die er gegossen hat,
 Das ist die Sünderglocke
 Zu Breslau in der Stadt.
 Im Magdalenenenturme,
 Da hängt das Meisterstück,
 Rief schon manch starres Herze
 Zu seinem Gott zurück“ —

haben das Andenken unserer Kirche in der deutschen Kunst für alle Zeit verewigt. Die Sage, die das Gedicht behandelt, ist etwa folgenden Inhalts: Ein Glockengießer zu Breslau hat alle Vorbereitungen für den Guß der Marienglocke getroffen und entfernt sich nur für kurze Zeit, um noch einen kühlen Trunk zu nehmen, ehe der Zapfen ausgestoßen wird. Seinem Lehrbuben verbietet er aufs strengste, den Hahn anzurühren, der den Kessel verschließt. Kaum ist er fort, da überwältigt den Buben die Neugierde. Er dreht den Hahn um, und der Strom der Glockenspeise ergießt sich in die eingemauerte Form. Den Buben packt die Angst, er läuft zum Meister und gesteht ihm seine Schuld. Den übermannt die Wut, er stößt dem Unglücklichen das Messer in die Brust. Als er zum Kessel kommt, ist der Guß beendet. Er zerschlägt die Form und sieht „ganz ohne Fleck und Makel die Glocke vor sich steh'n.“ Er stellt sich selbst dem Gericht und wird zum Tode verurteilt. Als letzte Gnade bittet er sich aus, die Glocke zu läuten, wenn er zum Tode geführt wird. Die Bitte wird ihm gewährt, und als er den vollen, hellen, reinen Klang hört, neigt er voll Zuversicht den Nacken auf den Richtblock. Das von ihm geschaffene Meisterstück nannte man seit jenem Tage „Armesünderglocke“.

Dies entspricht natürlich nicht der Wirklichkeit. Man hat sich die Entstehung der Sage zu erklären versucht, indem man darauf hinwies, daß die Glocke zum ersten Male am 16. Juni 1526 bei der Hinrichtung des Schreibers Johannes Beer aus Glogau, der „des Knabenschändens wegen enthauptet und verbrannt ward“¹⁾, geläutet worden sei²⁾. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Begründung etwas sehr Gesuchtes hat und geeignet ist, den heimlichen Märchenzauber, der aus der Ballade Wilhelm Müllers spricht, zu zerstören. Wir wollen das Geheimnis, das über dem „Glockenguß zu Breslau“ waltet, daher nicht mit kritischen Augen betrachten und vernichten. Wir können das um so eher ablehnen, als das Motiv dieser Sage sich nicht ausschließlich an die Magdalenenkirche in Breslau knüpft, sondern auch in anderen Städten Norddeutschlands, ja sogar in Schweden, aufgetaucht ist. In Süddeutschland ist sie bisher nur in Augsburg gefunden worden, seltsamerweise ähnelt aber gerade diese Fassung der Breslauer am meisten³⁾. Auf der Glocke stehen folgende Verse: „Maria ist der Name mein, Selic mußen alle die seyn

1) Pols Jahrbücher der Stadt Breslau, hrsg. von J. H. Büsching und J. H. Kunisch, Breslau 1813—1824, zum Jahre 1526.

2) Vgl. Hermann Schwarz, Festpredigt zum 500 jährigen Geburtstage der Marien- oder Armesünderglocke zu Breslau. Breslau 1886. S. 4.

3) Max Hippe, Zwei Breslauer Sagen. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkstunde. hrsg. von Theodor Wiebs, heft XII. (1904.)

Die meinen laut hören oder vernemen spate oder fru, Die sprechen Gote dem hern czu. O Rex Glorïae veni cum pace amen. Anno Domini MCCCCLXXXVI fusa est haec Campana in die Alexii."

Daraus geht hervor, daß der Glockenguß am Tage Alexii, d. i. der 17. Juli, 1386 stattgefunden hat. Der Name des Meisters, der sie geschaffen, war Michael Mathes Wilde¹⁾. Im Ohlauschen Zwinger, also innerhalb der Magdalenenparochie, wurde sie von ihm gegossen. Am 1. September 1386 ist sie „mit großer Gefahr, da man die Fenster größer gebrochen, auf den Turm gezogen worden“²⁾. Im Jahre 1397 wurde von Papst Bonifacius IX. ein Ablaß zugunsten dieser Glocke bewilligt.

Auf Jakob von Hanvilsrode folgte Jeronymus Sydenberg im Pfarramte zu Maria Magdalena. Ob von ihm oder noch von seinem Vorgänger der Ablaß Papst Bonifacius IX. für die Marienmesse in der Magdalenenkirche erlangt wurde, muß dahin gestellt bleiben³⁾. Besondere Bedeutung hat der Name dieses Mannes deswegen gewonnen, weil er es war, der im Jahre 1405 den neuen Pfarrhof kaufte. Der Breslauer Rat bestimmte damals: „Dieses neugekaufte Haus sollte geschloßfrei bleiben, solange als Pfarrhofsrecht ist; bliebe es aber nicht mehr ein solch geistlich Gebäude, so sollte es sein altes Geschloß, 5 Groschen vierteljährlich, geben“⁴⁾. Wahrscheinlich ist unter Sydenberg auch der Zusammenschluß der Altaristen im Jahre 1411 erfolgt.

In die Amtszeit Sydenbergs fällt der Beginn der Hussitenbewegung, deren Verlauf uns hier deswegen interessiert, weil die Stadt Breslau in sie entscheidend eingegriffen hat. Seit 1402 war Johann Huß Rektor der Universität Prag. Nach eindringlicher Beschäftigung mit den Lehren Johann Wiclifs wurde er zum Träger einer religiösen Bewegung in Böhmen, die auf eine Reform der Kirche und der Sitten der Geistlichkeit abzielte und eine Reihe katholischer Lehrsätze verwarf. Gerade Huß war es aber auch, der der religiösen eine nationale Tendenz hinzufügte. Letztere richtete sich gegen die Deutschen, die er in einem Dekret vom 18. Januar 1409 als „Ausländer und Fremdlinge“ bezeichnete, denen es nicht zukäme, von dem Vermögen der Eingeborenen zu leben⁵⁾. Die deutschen Professoren und Studenten beantworteten sein Vorgehen dadurch, daß sie allesamt die Universität Prag verließen. Bis dahin war auch für die Schlesier Prag sozusagen Landesuniversität gewesen. Jetzt zogen sie mit den anderen Vertriebenen nach Leipzig, wo sofort eine neue Universität ins Leben gerufen wurde. Diese Ereignisse mußten in Breslau sehr tiefe Erregung hervorrufen; denn es war zu erwarten, daß die Zugehörigkeit der Stadt zum böhmischen Reiche noch weitere und größere Schwierigkeiten nach sich ziehen würde. Zunächst trat allerdings die kirchliche Seite der Bewegung in den Vordergrund. Johann Huß wurde vom Papste als Ketzer exkommuniziert, im Jahre 1414 mit freiem Geleit vor das allgemeine Konzil zu Konstanz zitiert und am 6. Juli 1415 verbrannt. Empört über diese gemeine Treulosigkeit erhoben sich die Tschechen einmütig

1) Max Hippe, a. a. O.

2) Pol's Jahrbücher der Stadt Breslau I. S. 127.

3) Schmeidler, a. a. O. S. 45.

4) Schmeidler, a. a. O. S. 25.

5) Weiß, a. a. O. S. 298.

zum Rachezug. Zu spät versuchte König Wenzel, den Dingen eine andere Wendung zu geben. Hätte nicht ein Schlagfluß plötzlich seinem Leben ein Ende gemacht, so wäre die nationale Bewegung vielleicht über ihn hinweggebraust.

Es bestand zunächst, als die hussitische Bewegung von rein reformatorischen Gedanken beherrscht wurde, die Aussicht, daß sie in ganz Deutschland, insbesondere aber in Schlesien, ein begeistertes Echo finden würde. Überall gab es weiteste Kreise, die dem weltlichen Treiben des Klerus mit scharfer Kritik gegenüberstanden und eine ernste Umkehr zu wirklicher Frömmigkeit und Gottesfurcht forderten. In der That machten sich um diese Zeit auch in Breslau mancherlei Anzeichen bemerkbar, aus denen hervorgeht, daß die Bevölkerung der hussitischen Bewegung Sympathien entgegenbrachte. Im Jahre 1404 trat ein Altarist von Elisabeth vor aller Öffentlichkeit in den Stand der Ehe. 1410 wurde eine allgemeine Synode nach Breslau einberufen, die über die Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse und Verhütung der von Böhmen her einreißenden Ketzereien beraten sollte¹⁾. Einen besonderen Erfolg dürfte aber diese Zusammenkunft der Geistlichkeit nicht gehabt haben; denn vorläufig blieb alles, wie es war. So begegnen wir an der Wende des 15. Jahrhunderts dieser widerspruchsvollen Doppelheit; einerseits einer Neigung zu bereitwilliger Wohltätigkeit und Fürsorge für Arme und Kranke, für große Vermächtnisse und Stiftungen an die Kirchen! Andererseits einem ausgeprägten Egoismus voll Gewinnsucht und Gewalttätigkeit. Zwischen diesen entgegengesetzten Antrieben stand die Geistlichkeit, zum kleineren Teile zu ernstster Erneuerungsarbeit bereit, größtentheils jedoch verkommen und lasterhaft, ein öffentliches Ärgernis für das ganze Volk.

Auf Jeronymus Sydenberg folgte M. Franziskus, der aber nur kurze Zeit dem Pfarramte von Maria Magdalena vorgestanden haben kann; denn in einer Urkunde aus dem Jahre 1424 wird bereits Petrus Teschener als Pfarrer an Maria Magdalena genannt. Von Franziskus wissen wir auch so gut wie nichts. Kloze berichtet von ihm, daß er sich schriftstellerisch betätigt habe²⁾.

Petrus Teschener dagegen ist uns aus verschiedenen Urkunden bekannt. Er scheint ein wohlhabender Mann gewesen zu sein; denn durch Stiftung einer Summe von 100 Mark sicherte er sich und seinen Nachfolgern einen jährlichen Zins von 10 Mark³⁾. Er war es auch, der bei einer Erweiterung der Statuten der Altaristen-Brüderschaft im Jahre 1434 mitwirkte⁴⁾. Der Kirchenbibliothek hinterließ er eine große auf Pergament geschriebene Bibel, ein Brevier, ein Meßbuch und verschiedene andere Bücher. Vielleicht hat er sich auch um die Erbauung einer großen Orgel, die im Jahre 1434 errichtet worden ist, gewisse Verdienste erworben⁵⁾. Im Jahre 1436 ist er gestorben.

Ihm folgte Nikolaus von Goltberg. Neben seiner Pfarre hatte er noch verschiedene andere geistliche Ämter zu versehen; denn er war zugleich Scho-

¹⁾ Weiß, a. a. O. S. 298.

²⁾ Kloze, Dokumentierte Geschichte von Breslau, Bd. II. 2. Teil. S. 291.

³⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 22.

⁴⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 34.

⁵⁾ Vgl. Johann Wilh. Fischer, Geschichte und Beschreibung der großen Orgel in der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena. Breslau 1821. S. 35.

lastikus am Dom und Altarist bei St. Elisabeth. Er sorgte durch Ankauf eines Eckhauses im Jahre 1443 für die Erweiterung des Pfarrhofes. Ob er, wie Ehrhardt behauptet, in dem theologischen Streit, der im Jahre 1427 in Breslau zwischen Minoriten und Dominikanern wegen der Verehrung des Namens Jesu entbrannte, eine Rolle gespielt hat, läßt sich nicht entscheiden. Zu jener Zeit war er jedenfalls noch nicht Pfarrer bei Maria Magdalena.

Die beiden letztgenannten Pfarrer, Petrus Teschener und Nikolaus Goldberg, waren Zeuge von Ereignissen, auf die wir näher eingehen müssen, da sie auf die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit bestimmend eingewirkt haben.

Auf König Wenzel war im Jahre 1410 sein jüngerer Bruder Sigismund gefolgt, der auch zum Deutschen Kaiser gekrönt wurde. Dieser berief im Jahre 1420 einen Reichstag nach Breslau, um von hier aus die schwebenden politischen und kirchlichen Fragen zu entscheiden. In den Vordergrund drängte sich mehr und mehr die Notwendigkeit, gegen das keizerische Volk der Tschechen einen entscheidenden Schlag zu führen. König Sigismund war den Hussiten gegenüber nicht von der Nachgiebigkeit, die sein Bruder Wenzel ihnen stets erwiesen hatte. Er hätte diese nationalreligiöse Bewegung am liebsten vollständig ausgerottet. Einen Kampfgenossen fand er in Papst Martin V., der gegen die böhmischen Kezer einen Kreuzzug der abendländischen Christenheit proklamierte. Die Blicke Europas ruhten auf Breslau: von hier aus mußte der entscheidende Schlag gegen die Hussiten geführt werden. Die Lage spitzte sich noch zu durch die Verbrennung des Prager Gastwirts Johann Krasa. Dieser hatte sich geschäftshalber in Breslau aufgehalten, doch da er aus seiner hussitischen Gesinnung kein Hehl machte, wurde er vor ein geistliches Gericht gestellt und am 15. März 1420 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Am 17. März wurde dann in allen Kirchen Breslaus der Kreuzzug gegen die Hussiten gepredigt. Ein religiöser Fanatismus ohnegleichen bemächtigte sich des Volkes; Breslau wurde zum Hort des Katholizismus, zum Ausgangspunkte des abendländischen Feldzuges gegen die hussitischen Kezer. So bemerken wir das seltsame Schauspiel, daß alle bisherige Kritik an der katholischen Kirche und ihrer Priesterschaft mehr und mehr verschwindet und alle Kräfte des Katholizismus sich noch einmal zur entschiedenen Abwehr der feindlichen Gewalten zusammenballen. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß die religiösen Beweggründe sehr stark mit nationalen durchsetzt waren. Der Deutschenhaß der Hussiten hatte eine bewußt nationale Gegenströmung in Schlesiens erzeugt: die beiden Völker standen sich, durch geschickte Agitatoren aufgehekt, als Todfeinde gegenüber. Surchtbare Grausamkeiten und barbarische Mezeleien kennzeichnen im Verlauf der Hussitenkriege den leidenschaftlichen Haß, mit dem auf beiden Seiten gekämpft wurde. Für Breslau hätte die Vorpostenstellung, die es einnahm, leicht verhängnisvoll werden können; denn die Böhmen strebten immer wieder ein Bündnis mit Polen an, um das Slaventum zu gewaltiger Stoßkraft gegen das Deutschtum zusammenzuschweißen. Wäre ihnen das gelungen, so hätte die schlesische Hauptstadt den Anprall der feindlichen Mächte wohl kaum überstanden. Bezeichnenderweise kam der geplante Zusammenschluß aber nicht zustande. Polnische und deutsche Kleriker waren sich in Breslau darin einig, daß ihr gemeinsamer Feind die Hussiten wären. Der polnischen Geistlichkeit ist es

auch wohl zu danken gewesen, daß die großslawische Bewegung in Polen aus religiösen Erwägungen heraus im Keime erstickt wurde. Allerdings hätte nun andererseits auch die Gefahr bestanden, daß Polen und Schlesien sich in dem gemeinsamen Ziele, die Kezer auszurotten, zusammengefunden hätten. In der That erschienen auch wiederholt Gesandte des Polenkönigs in Breslau, die auf einen Anschluß der Stadt an Polen hinarbeiteten. Daß die Breslauer dies ablehnten, ist ein deutlicher Beweis, daß der Kampf gegen die Hussiten für sie weniger eine religiöse als eine national deutsche Angelegenheit war und daß ihnen das Aufgehen im polnischen Staate ebenso unerträglich erschien wie das Paktieren mit den hussitischen Nachbarn.

Nach einigen erfolglosen Bemühungen Kaiser Sigismunds, die Böhmen zu unterwerfen, gingen diese im Jahre 1425 zum Angriffskriege gegen Schlesien über. 1427 und 1428 wiederholten sie ihre Einfälle und erschienen schließlich auch vor den Toren Breslaus. Mehrere Tage verwüsteten und plünderten sie die Umgebung der Stadt und zogen dann mit reicher Beute ab. Die Heere der schlesischen Fürsten, die ihnen wiederholt entgegentraten, wurden entweder geschlagen oder wagten es erst gar nicht, sich in einen Kampf mit den fanatischen tschechischen Scharen einzulassen. So blieb es auch die folgenden Jahre hindurch bei immer neuen hussitischen Einfällen, bis die Schlesier sich endlich bequerten, das Kriegshandwerk gründlich zu erlernen und umfassende Rüstungen in die Wege zu leiten. Im Jahre 1432 wagten sie es, sich in einem größeren Treffen bei Strehlen den Hussiten entgegenzustellen. Zwar wurden sie zurückgeschlagen, doch mußten die Böhmen ihren Sieg teuer genug erkaufen. Allgemein wurde es daher begrüßt, als sich das Gerücht verbreitete, daß zwischen Kaiser Sigismund und den Böhmen Friedensverhandlungen im Gange wären.

Für die Stadt Breslau waren diese ersten Kriegsjahre immerhin nicht besonders schwierig. Zwar war der Landbesitz der Breslauer Patrizier und Domherren verwüstet, doch hatte andererseits die Stadt einen solchen Zuzug von wohlhabenden Leuten aus der näheren und weiteren Umgebung erhalten, daß sich die Verluste einigermaßen ausglich. Ja, die entschiedene Haltung, die der Rat in dieser Zeit bewiesen hatte, brachte der Stadt die Gunst Kaiser Sigismunds ein. Er verschaffte ihr eine Reihe wichtiger Privilegien, so daß sie eine Vormachtstellung in ganz Schlesien einnahm. Als der Friede im Jahre 1435 geschlossen wurde, stand Breslau mächtiger denn je zuvor in Ansehen. Gerade aus dieser Zeit stammt auch eine große Reihe von Vermächtnissen und Stiftungen für die Kirche zu Maria Magdalena. Es ist nicht zufällig, daß die Pfarrer gerade damals in der Lage waren, ihre Einkünfte erheblich zu verbessern. Die Geistlichkeit jener Tage verstand es, die günstige Wendung, die die Dinge genommen hatten, für sich auszunutzen. Deutsche Bürgerschaft und katholische Kirche fühlten sich eng verbunden gegen den gemeinsamen Feind. Opferwilliger denn je zuvor waren die reichen Handelsherren und Handwerksmeister, und voll Vertrauen und Gläubigkeit hielt das einfache Volk zur Kirche.

Inzwischen hatte Henricus Koraw das Pfarramt bei Maria Magdalena übernommen. Im Jahre 1446 begegnen wir zum ersten Male seinem Namen. Die streng katholische Haltung Breslaus hatte auch auf die päpstliche Kurie

Eindruck gemacht, so daß sie zu allerlei Zugeständnissen bereit war. Im Jahre 1447 gelang es Henricus Koraw, zugunsten der Magdalenen- und Christophorikirche einen von sechs Kardinälen unterzeichneten hunderttägigen Ablass auszuwirken, der allen denen zugestanden wurde, die an den Gottesdiensten dieser Kirchen teilnahmen oder ihre milde Hand zu Stiftungen aufstun würden¹⁾. Andere Gnadenbeweise folgten, z. B. ein Ablass zugunsten der Gräfte und Kirchhöfe zu St. Maria Magdalena und Christophorus, der unter gewissen Bedingungen die Aufhebung der Kirchenstrafen nicht nur für verzeihliche, sondern auch für Todsünden zusagte²⁾. In diese Zeit fallen auch die Schreiben des Generalinquisitors Capistran an die Altaristen-Brüderschaft, von denen schon einmal die Rede war.

Johann von Capistranum war ursprünglich Rechtsgelehrter gewesen und später in den Orden der Minoriten eingetreten. In diesem schuf er eine strengere Richtung, deren Anhänger sich nach dem heiligen Bernhardin von Siena Bernhardiner nannten. Capistran besaß eine gründliche Gelehrsamkeit und eine Rednergabe, die ihn bald berühmt machte. Rücksichtslos zog er gegen das ausschweifende Leben der Geistlichkeit zu Felde und gab für seine Person der verwahrlosten Zeit ein Beispiel wirklicher Frömmigkeit und Askese. Besonders nahm er sich der Ausrottung der Kezerei an und suchte die Geister gegen die Hussiten, Türken und Juden zu entflammen. Wegen seiner Verdienste wurde er zum „apostolischen Kommissarius und General-Inquisitor kezerischer Verderbtheit“ ernannt³⁾. Sein Ruf verbreitete sich rasch über ganz Europa, und die wunderbarsten Dinge wurden von ihm berichtet. Schon 1451 hatte ihn die Breslauer Geistlichkeit gebeten, auch ihre Stadt aufzusuchen; doch hatte der damalige Bischof Peter deswegen Bedenken. Nachdem ihm vom Rat ein Platz für eine Kirche und ein Kloster seines Ordens zugebilligt worden war, stellte Capistran seine Ankunft in Breslau für den 13. Februar 1453 in Aussicht⁴⁾. Halb Breslau ging ihm entgegen und holte ihn in feierlichem Festzuge ein. Am 14. Februar hielt er seine erste Predigt in der Elisabethkirche. Wenn wir uns fragen, warum gerade dort und nicht in Maria Magdalena, so müssen wir bedenken, daß an Elisabeth damals der berühmte Nikolaus Tempelfeld Prediger war, der als Haupt der deutsch-katholischen Bewegung sich besonders dafür eingesetzt hatte, Capistran nach Breslau zu holen.

Capistran predigte nur in lateinischer Sprache, so daß die meisten seiner nach Tausenden zählenden Zuhörer den Sinn seiner Worte nicht verstanden, und doch stand täglich eine unübersehbare Menschenmenge auf dem Salzring und lauschte dem kleinen, hageren, unansehnlichen Männlein, dessen schwarze Augen vor Leidenschaft blitzten, und dessen heftige Gebärden den temperamentvollen Südländer verrieten. Er führte auch meistens den Schädel des heiligen Bernhard oder andere Reliquien mit sich und zeigte sie dem Volke. Wollten die Breslauer Prediger die Rede Capistrans ins Deutsche übersetzen, dann zerstreuten sich meistens die Zuhörer; denn ihnen lag nur daran, den berühmten Mönch selbst zu sehen und zu hören. Für die Verdolmetschung sorgten auch

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 47.

²⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 47.

³⁾ Grünhagen, Geschichte Schlesiens. I. S. 281.

⁴⁾ Auf diese Weise entstand die Breslauer Bernhardinerkirche.

gelegentlich wohl die Stadtpfarrer und ihre Vikare, so daß die Stimmung in der Stadt von allen Seiten her gegen die hussitischen Ketzer beeinflusst wurde. Wenn in der Folgezeit in Breslau der religiöse Fanatismus in hellen Flammen emporloderte, so haben das in erster Linie Capistrano und die Breslauer Stadtprediger erreicht. Wir müssen uns diese Tatsache immer wieder vor Augen halten, wenn wir hören, daß der in Böhmen zur Herrschaft gelangte Georg Podiebrad durch sein edles, männliches und besonnenes Auftreten die Sympathien vieler Katholiken in Deutschland gewann. Die Stadt Breslau dagegen, die im 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts allen reformatorischen Bestrebungen geneigt schien, stand plötzlich in einsamer, einseitiger Kampfstellung gegen die Hussiten, vielfach verspottet und beleidigt, war sie doch päpstlicher als der Papst, katholischer als irgend eine andere Stadt Deutschlands. Wir können es daher gut verstehen, daß Capistran Breslau „seine liebste Stadt auf dem Erdbreise“ genannt hat¹⁾.

Die politischen Ereignisse der letzten Jahre hatten indessen für die Breslauer eine schwierige Situation geschaffen. Auf Kaiser Sigismund war im Jahre 1438 Albrecht II. von Österreich gefolgt. Dieser starb schon im darauffolgenden Jahre ohne Erben, doch hatte er in der Hoffnung, daß seine Gattin ihm einen Sohn gebären würde, diese bis zur Mündigkeit des zu erwartenden Thronerben als Regentin eingesetzt. Tatsächlich wurde der Thronfolger auch geboren und erhielt den Namen Ladyslaus. Georg Podiebrad setzte sich für ihn ein und verschaffte ihm auch die Krone Böhmens. Am 28. Oktober 1453 wurde er gekrönt, und da er seine Residenz nach Prag verlegte, geriet er völlig unter den Einfluß seines Freundes und Ratgebers Georg Podiebrad. Die Verlegenheit des Breslauer Rates wurde noch größer, als vom Könige die Aufforderung zur Huldigung in Prag eintraf. Der Rat lehnte dieses Ansinnen schließlich mit der Begründung ab, daß alle früheren Könige selbst nach Breslau gekommen wären, um sich huldigen zu lassen. König Ladyslaus solle also entweder selbst kommen oder Bevollmächtigte entsenden. Diese erstaunliche Kühnheit war wohl hauptsächlich auf die Volksbewegung zurückzuführen, die in Breslau immer höhere Wellen schlug. Im Schweidnitzer Keller, in den Trinkstuben, auf dem Ringe wurde heftig debattiert, und die Stadtprediger heizten das Volk durch ihre aufreizenden Predigten auf. König Ladyslaus ließ sich tatsächlich bereitfinden, eine Gesandtschaft nach Breslau zu senden, der die Stadt huldigen sollte. Doch ehe diese noch ihr Ziel erreichte, wurde von den Wortführern der deutsch-katholischen Bewegung die Losung ausgegeben: „Der König muß selbst in Breslau erscheinen“. Die Geistlichkeit machte sich anheißig, dem Könige aus der Heiligen Schrift zu beweisen, daß der Rat hierzu berechtigt sei²⁾. So mußte die Gesandtschaft unverrichteter Dinge wieder abziehen. Immer auffälliger wurde die Rolle, die der Rat in dieser erregten Zeit spielte. Wir bemerken, wie seine Ermahnungen zur Vernunft gar keinen Erfolg haben, wie all seine Bemühungen, eine friedliche Verständigung herbeizuführen, fehlschlagen, und wie dagegen die demokratische Volksbewegung immer energischer die entscheidenden Entschlüsse bestimmt. Die Macht der

¹⁾ Weiß, a. a. O. S. 480.

²⁾ Weiß, a. a. O. S. 486.

Stadtprediger steigerte sich noch, als Capistran 1454 aus Polen zurückkehrte und die Bürgerschaft in ihrem Haß gegen die Böhmen und ihren Führer Georg Podiebrad bestärkte.

Zwar hielt er sich diesmal nicht lange auf; doch die kurze Zeit genügte, die Breslauer in ihrer fanatischen und eigensinnigen Haltung zu bestärken. Der damalige Bischof Peter Nowak hielt sich indessen ganz abseits und stand den Ereignissen ziemlich kühl gegenüber. Im Jahre 1454 reiste er sogar ganz unerwartet nach Prag zum Könige, ohne sein Kapitel oder den Rat über seine Reise ins Bild zu setzen. Die Bürgerschaft murrte deshalb gegen ihren treulosen Hirten, der zur Verständigung mit den Kezern bereit schien. Wahrscheinlich wollte er durch heimliche Abmachungen seine Besitzungen vor der Zerstörung durch die Hussiten schützen. Im Laufe der Zeit haben auch noch andere höhere Geistliche heimlich um Schonung ihres Eigentums beim Feinde nachgesucht. Die Stadtprediger hielten aber nach wie vor an ihrer Politik des Widerstandes gegen die böhmischen Forderungen fest. Wir sehen hier eine Spaltung zwischen Domkapitel und Stadtgeistlichkeit, die andere Motive hat als die früherer Zeiten: jetzt standen sich nicht polnische und deutsche Tendenzen, sondern gemäßigte und fanatische Katholiken gegenüber. Auch diesmal ist der Rat nicht tonangebend, sondern die Stadtprediger bestimmen die Handlungsweise des Rates. Tatsächlich gab König Ladyslaus endlich nach. In Begleitung von Podiebrad traf er am 6. Dezember 1454 in Breslau ein. Der junge König erwarb sich sehr bald die Sympathien der Breslauer, da er aus seiner gut katholischen Gesinnung kein Hehl machte; doch kam es immerhin zu Reibereien mit den böhmischen Kezern, die leicht hätten verhängnisvoll werden können. Eine bedeutende Einbuße ihrer Machtbefugnisse erfuhr die Stadt. Über die ganze Zeit besitzen wir sehr ausführliche Nachrichten durch die „Geschichten der Stadt Breslau“ von dem damals lebenden Stadtschreiber Peter Eichenloer.

Für Breslau war der Höhepunkt der Macht überschritten. Als im Jahre 1457 König Ladyslaus plötzlich starb, wurde bald danach Georg Podiebrad vom böhmischen Landtage zum Könige gewählt. Das große luxemburgisch-habsburgische Reich löste sich in seine Bestandteile auf, so daß auch wohl die deutschen Stammlande berechtigt gewesen wären, sich zu isolieren. Dieses Recht wurde aber von Georg Podiebrad nicht anerkannt. Die Lausitz und Schlesien sollten seinem Lande einverleibt werden. Da Georg Podiebrad wirklich daran lag, die Breslauer in Güte zu gewinnen, schickte er 1459 einen Brief des Papstes, in welchem ihn dieser „seinen treuesten Sohn und ergebensten Fürsten“ nannte¹⁾. Durch diesen entscheidenden Schritt gedachte er, den Fanatismus der Katholiken auszuschalten. Fast in ganz Schlesien gelang ihm das auch, nur Breslau blieb fest. Die Stadtprediger ließen sich jedoch nicht beirren. Nach wie vor tagten die Häupter der deutsch-katholischen Bewegung auf dem Pfarrhose von Elisabeth unter Führung der Prediger Bartholomäus und Nikolaus von Tempelfeld und des Pfarrers Nikolaus von Jedlitz und zwangen dem Rat ihre Beschlüsse auf.

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 47.

Leider können wir nicht feststellen, ob die Pfarrer von Maria Magdalena zu Nikolaus von Zedlitz oder zum Bischof gehalten haben. Letzten Endes ist das auch nicht von so großer Bedeutung; denn den Hauptanteil an der Verhöhnung des Volkes hatten die Stadtprediger. Sie verstanden es, dem Volke zum Munde zu reden und es immer tiefer in seinen Haß gegen die Tschechen hineinzutreiben. Aus dieser Zeit sind uns drei Prädikatoren bei Maria Magdalena bestätigt: Johann Zadewioz, Peter Veysthaulzen und Johann Clossen¹⁾. Wir müssen annehmen, daß auch sie in der angegebenen Weise gepredigt haben; denn es gehörte sicherlich eine ausnehmende Selbstkritik und Bescheidenheit dazu, auf die damals vorhandenen Wirkungsmöglichkeiten zu verzichten. Da sich die Kassen auch in steigendem Maße füllten, je mehr die Prediger hetzten und zum Volke hielten, dürften sich die magdaleniſchen Prädikatoren von der allgemeinen Mode kaum ferngehalten haben. Voller Erbitterung schreibt Eschenloer in seinem mehrmals zitierten Buche: „Die Armen und geringen Leute hätten gern Aufläufe in der Stadt gesehen, wodurch sie hätten können zu Gütern kommen. Aber Gott sei gelobt, die frommen, redlichen Zechen und Handwerker waren mehr und stärker, so daß sie es dazu nicht kommen ließen.“²⁾ Daß Maria Magdalena in der Tat hiervon keine Ausnahme machte, geht daraus hervor, daß der Nachfolger Koraws, Andreas Lumpe, in wichtigem Auftrage nach Rom geschickt wurde. Das war nämlich das schmerzlichste für den Rat in Breslau, daß er sich nicht nur vom Deutschen Reich, sondern auch vom Papste, dessen Sache er doch mit in erster Linie verfocht, im Stich gelassen sah. Er ernannte daher ständige Bevollmächtigte in Rom, die den Papst zur Abkehr von Georg Podiebrad bewegen sollten. Zu ihnen gehörte auch Andreas Lumpe. Für dieses Amt konnten nur Männer in Frage kommen, die selbst keine Neigung hatten, eine Verständigung mit den Böhmen herbeizuführen. Der Rat erkannte die Tätigkeit Andreas Lumpes später dadurch an, daß er ihm die Erweiterung des Pfarrhofes gestattete und ihm ausdrücklich bestätigte, daß er der Stadt „hie und in Rom in schwerer Zeit Förderung getan habe“³⁾. Für Maria Magdalena war es von großem Vorteil, daß ihr Pfarrer in der Nähe des Papstes weilte. Im Jahre 1460 erwirkte er vier Ablassbriefe auf je 100 Tage für sie. 1464 erlangte er für seine Kirche sogar einen Ablass von Papst Pius II. selbst, und zwar auf sieben Jahre und sieben Quadragenen³⁾. Er hat also auch in der Ferne in Treuen seiner Gemeinde daheim gedacht. Die Überschüsse aus diesen Ablassbriefen sind sicherlich zu Bauzwecken verwandt worden. Wie aus einer Urkunde hervorgeht, die im Turmknopf des Nordturms der Maria-Magdalenen-Kirche gefunden wurde, muß damals an den Türmen gebaut worden sein. Wahrscheinlich sind die mit Blei gedeckten Holzspitzen der Türme fertiggestellt worden⁴⁾, die dann später (1533—1534) wieder abgetragen wurden.

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 47.

²⁾ Peter Eschenloer, Gesch. d. Stadt Breslau, Bd. I, S. 80.

³⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 49.

⁴⁾ Die Urkunde ist verzeichnet in „Urkunden aus den Turmknöpfen der evang. Haupt- und Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena in Breslau, zusammengestellt und erläutert von Lic. Hans Schmidt, Breslau 1909.“ S. 7/8.

Die Ereignisse der letzten Jahre hatten für die Breslauer die schlimmsten Folgen gezeitigt. Die furchtbare Zersplitterung Schlesiens in viele kleine Einzelfürstentümer, das Fehlen eines zusammenfassenden Nationalbewußtseins und eines Führers, der es verstanden hätte, die Gegensätze auszugleichen, das alles trug dazu bei, daß Breslau schließlich ganz allein gegen Georg Podiebrad stand. Im Jahre 1459 erhielt der Rat nicht weniger als 265 Fehdebriefe. Diese vermehrten sich noch ständig und sollen schließlich bis auf 1000 angewachsen sein¹⁾. Für den bisherigen Wohlstand der Stadt machte sich das in schlimmster Weise bemerkbar. Trotz und Selbstsicherheit der Bürgerschaft schwanden allmählich dahin. Zwar war die Hoffnung auf eine günstige Wendung noch einmal gestiegen, als Pius II. sich endlich entschloß, mit strengen Maßnahmen gegen Georg Podiebrad vorzugehen. Wir können hier aber nicht näher auf die einzelnen Stadien des Kampfes zwischen Breslau und Georg Podiebrad eingehen. Die Mißerfolge häuften sich jedenfalls für unsere Stadt immer bedenklicher. Besonders die Katastrophe von Stankenstein im Mai 1467 brachte einen großen Verlust an Menschen und Kriegsmaterial und veranlaßte eine Spaltung der Bürgerschaft, die zu Aufständen gegen den Rat führte. Auch jetzt noch heßten die Prediger das Volk auf, so daß Eschenloer schreibt: „Ich mag hier mit Wahrheit behaupten: Soll die Stadt verderben oder in Zerklüftung verfallen, so wird es durch die Prediger geschehen. Ich meine, daß keine Stadt in der Welt sei, wo täglich so viel Predigten als zu Breslau geschehen. Dergestalt will ein Prediger über den andern gehört und gelobt sein, und wer mehr neue Zeitung und absonderlicher Art und Weise zu bieten vermag, der wird am liebsten gehört²⁾.“ Prediger, Mönche und Altaristen hatten im Laufe der langen Kriegsjahre gelernt, ihrer Gefolgschaft das zu sagen, was sie hören wollte. Ja, sie heßten sie sogar gegen den Rat auf, so daß der Ausbruch von Revolutionen nur im Hinblick auf den Feind, der vor den Toren stand, vermieden werden konnte. Das Heldentum Breslaus nahm ein klägliches Ende in Demoralisation und Verfall. Die religiöse Bewegung, die anfangs von so echter Begeisterung getragen wurde, ging nach dem Tode des Pfarrers Nikolaus von Zedlitz im Jahre 1469 unter in Demagogie und Gewinnsucht. Die völlige Sinnlosigkeit aller Opfer der letzten Jahrzehnte kam der Bürgerschaft allmählich zum Bewußtsein. Eine Kriegsmüdigkeit ohnegleichen stellte sich ein, und als man bemerkte, daß die Priesterschaft in der immer größer werdenden Not nichts von Einschränkung und Opfern wissen wollte, wandte sich die ganze Wut des enttäuschten Volkes gegen die geistlichen Maulhelden. So schreibt Eschenloer über das Jahr 1472: „In der Stadt war das Volk ungeduldig; sie verfluchten und lästerten die Geistlichen öffentlich und meinten, daß sie unrecht gepredigt hätten. Hätte nur der Rat ein wenig wollen durch die Singer sehen, so wären alle Geistlichen erschlagen worden³⁾.“ Die Lage der Stadt war auch erbärmlich. Die Jahrmärkte, die früher von weit und breit besucht wurden, blieben leer. Im Fürstentum machte sich

¹⁾ Grünhagen, Geschichte Schlesiens I S. 305 und Weiß a. a. O. S. 538.

²⁾ Eschenloer, a. a. O. S. 74, Bd. II.

³⁾ Eschenloer, a. a. O. S. 266.

ein wüstes Raubrittertum breit, das alle Warenzüge der Stadt raubte und ausplünderte. Handel und Verkehr wurden dadurch fast völlig lahmgelegt. Hierzu kam, daß die Breslauer wegen ihrer Starrköpfigkeit in ganz Schlesien beschimpft und verspottet wurden. Die kirchlichen Zustände waren dementsprechend gesunken. Die gewaltige Zahl der Priester stand in keinem Verhältnis zu den von ihnen zu leistenden gottesdienstlichen Handlungen. Ihre wirtschaftliche Lage war daher sehr schlecht. Neid und Mißgunst herrschten unter den Altaristen; es kam zu öffentlichen Schlägereien zwischen ihnen. Der geistliche Stand verlor jegliches Ansehen. Diese schlimmen Verhältnisse spielten auch in dem Leben des letzten vorreformatorischen Pfarrers bei Maria Magdalena eine Rolle. Er hieß Dr. Oswald Winkler und verwaltete das Pfarramt von 1488 bis 1517¹⁾. Mit dem Domkapitel und dem Rat kam er wiederholt in Streit. Gegen seinen Bischof ließ er mehrmals „schmähliche und schändliche Artikel“ an die Kirchthüren schlagen, wodurch er sich die Verachtung und den Groll vieler Gemeindeglieder zuzog. Sein Epitaph in der Magdalenenkirche weiß allerdings auch manches Gute von ihm zu melden. Den Kirchengesang hat er weiter ausgestaltet, für die Marienkapelle hat er einen wertvollen Indulgenzbrief bei fünf Kardinalbischofen, fünf Kardinalpriestern und fünf Kardinaldiakonen ausgewirkt, an das Stück Holz vom Kreuze Christi, das Kaiser Karl IV. der Kirche geschenkt hatte, hat er ein Stück gediegenes Geld gebracht u. a. m. Außerdem wissen wir, daß auch er zur Verbesserung des Pfarrhauses aus eigenen Mitteln beigetragen hat. Ihm zur Seite standen verschiedene Prädikatores, z. B. Johann Bruschweg, auch Braußwein genannt, Martin Slygk, Jakob Wildener und Johann Tirpiß²⁾.

Mit Oswald Winkler sind wir an der Schwelle der Reformation angelangt.

IV.

„Man muß es förderjamst der großen Residenz- und Haupt-Stadt Schlesiens, dem Welt- gepriesenen Breslau, zum ewigen Ruhme anschreiben, daß sie dem glücklich aus bisheriger Dunkelheit aufs Neue ans Licht gebrachten heiligen Evangelio anhängig wurde, und der hierauf gegründeten Evangelischen Lehre einen so freywilligen Gehorsam öffentlich gab. Noch grösser erscheint uns diese ihr hieraus entstandne Ehre, wenn man in Erwägung zieht, daß ihre damaligen Häupter und Bürger solchen großmüthigen Entschluß so frühzeitige aller Welt vor Augen legten, zu einer Zeit, wo es am gefährlichsten war, sich für Befenner der Luthrischen Lehre zu erklären. Wir, die wir in so weit davon entfernten Zeiten leben, und jene Religions-Gefahren jezt nur von ferne kennen, sehen uns daher in die würckliche Schuldigkeit gesetzt, die Asche jener Ruhmwürdigen Väter dieser Stadt zu segnen, welche all ihre Kräfte und Ansehen der Förderung des heilsamen Reformations-Wercks aufopferten, und keine Mühe noch Gefahren scheueten, die Evangelische Religions-Uebung daselbst in Gang zu bringen, und zugleich,

¹⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 49.

²⁾ Schmeidler, a. a. O. S. 51/52.

zum Besten aller Nachkommen diese Religions-Freyheit auf den dauerhaftesten Fuß zu setzen¹⁾!"

So schreibt Ehrhardt im ersten Kapitel seiner „Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens“, und wir werden ihm als evangelische Christen von ganzem Herzen zustimmen. Gerade, wenn uns zum Bewußtsein gekommen ist, auf welchem Tiefstand das kirchliche Leben am Ende des 15. Jahrhunderts angelangt war, werden wir die Notwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern begreifen. Damit wir die großen Ereignisse, die jetzt in der Geschichte der Maria-Magdalenen-Kirche folgen, ganz verstehen, müssen wir zunächst eine kurze Umschau in der Breslauer Stadtgeschichte halten. Als sich zu Ostern des Jahres 1490 in Breslau das Gerücht verbreitete, daß König Matthias von Ungarn gestorben sei, ging ein Aufatmen durch die Bürgerschaft. Allzu wenig hatte er sich des Vertrauens würdig erwiesen, das man in ihn gesetzt hatte. Die königlichen Räte und Landeshauptleute, die in seinem Namen die Stadt regierten, hatten sich vollends das Mißtrauen und die Verachtung der Breslauer zugezogen. Ihre Tage waren denn auch gezählt. Heinz Dompnig, der letzte Landeshauptmann, wurde am 5. Juli 1490 hingerichtet und auf dem Maria-Magdalenen-Kirchhofe beerdigt²⁾. Der Rat fühlte sich wie von einer Fessel befreit und nahm die Zügel der Herrschaft wieder selbst in die Hand. Die von König Matthias vorgeschriebene Wahlordnung wurde abgeschafft und die frühere, von Kaiser Karl IV. stammende, wieder eingeführt. Damit war die Macht des Rates aufs neue befestigt, und er hat von nun an, auch als die Wahlordnung später wieder geändert wurde, das Steuer fest in der Hand behalten. Da nun endlich auch nach außen hin Ruhe und Frieden eintrat, erholte sich die Stadt rasch von den Folgen der furchtbaren Hussitenkriege und ging einer neuen Blütezeit entgegen.

Der Nachfolger des Königs Matthias wurde Wladyslaus von Böhmen, dem die Stadt Breslau nach der am 11. Juli 1490 stattgefundenen Krönung huldigte. Er war ein frommer, aber schwacher Fürst, unter dem die straffe Ordnung, die Matthias aufgerichtet hatte, bald zerfiel. Für die Breslauer konnte das nur willkommen sein; denn sie erlangten dadurch eine größere Selbständigkeit und brauchten auf den ihnen eigentlich wesensfremden Fürsten nicht allzuviel Rücksicht zu nehmen. Bischof des Bistums Breslau war damals Johann Roth, ein deutschgesinnter, edler Mann, dem viel daran lag, endlich eine wirkliche Reform der Geistlichkeit herbeizuführen. Trotz scharfer Eingriffe blieben aber seine Bemühungen ohne den rechten Erfolg. So viel erreichte er aber, daß der polnische Einfluß im Domkapitel ganz ausgeschaltet wurde. Der Konfliktstoff, der im 14. Jahrhundert die Gemüter so oft und tief erregt hatte, war damit endgültig beseitigt. Der Rat der Stadt begrüßte diese Bestrebungen Johann Roths, betrachtete im übrigen aber ziemlich mißtrauisch alles, was von klerikaler Seite her unternommen wurde. Zu übel war ihm in den letzten Jahrzehnten mitgespielt worden, als daß er sich noch einmal unter die Macht der Priesterschaft gebeugt hätte.

¹⁾ Ehrhardt, a. a. O. S. 61/62.

²⁾ Weiß, a. a. O. S. 685.

Bischof Johann Roth war frühzeitig darauf bedacht, einen geeigneten Nachfolger für sein Amt zu finden. Die verschiedenen Vorschläge, die dabei zustande kamen, spalteten das Domkapitel in zwei Lager, die in der schlimmsten Weise gegeneinander hetzten. Dr. Oswald Winkler, der letzte katholische Pfarrer an Maria Magdalena, hat hierbei eine besonders unangenehme Rolle gespielt. Nikolaus Pol schreibt von den sich befehdenen Domherren, daß sie Dinge von sich behaupteten, „die kein Gaukler von einem Possenreißer, kein Mörder von einem Räuber, keine Dirne von einem lüderlichen Weibe sagen würde¹⁾“. Dr. Oswald Winkler mußte schließlich aus Breslau fliehen, da sein Leben nicht mehr sicher war. Diese Skandalgeschichten erhöhten natürlich nur die Verachtung, die Rat und Bürger den geistlichen Herren entgegenbrachten. Domkapitel und Rat gerieten besonders heftig aneinander, als sich neue Schwierigkeiten wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit ergaben. Die geistlichen Herren nahmen für sich besondere Ausnahmestimmungen in Anspruch, die ihnen vom Rat jetzt aber weniger denn je zugebilligt wurden. Zu einer scharfen Auseinandersetzung kam es dann im Jahre 1503. In der Nacht vom 3. zum 4. Januar erbrachen fünf junge Kleriker, die sich in der Stadt verspätet hatten und heimkehren wollten, gewaltsam das geschlossene Stadttor, das ihnen der Pförtner nicht öffnen wollte. Der Rat forderte am nächsten Tage Rechenschaft und setzte die Missetäter ins Gefängnis. Die Stadt wurde darauf mit dem Interdikt belegt. Die Bürgerschaft, die mit der Bestrafung der Schuldigen sehr einverstanden war und den verhassten Priestern den Denzettel gönnte, war so empört über die Verhängung des Bannes, daß es zu Volksaufläufen kam, in denen man drohend gegen die Domgeistlichkeit Stellung nahm. Nur durch starke Wachen am Sandtore und an der Dombrücke konnten die erbitterten Volksmassen zurückgehalten werden, sonst hätten sie die Dominsel gestürmt. Nach langen Verhandlungen wurden die Gefangenen wieder herausgegeben; doch der Rat unternahm jetzt entscheidende Schritte, sich gegen ähnliche Vorkommnisse zu schützen. In dem Kolowratschen Vertrag, der nach dem königlichen Kanzler Albrecht von Kolowrat so genannt wurde, kam es zwischen den schlesischen Fürsten und Städten zu Abmachungen, in welchen die geistlichen Privilegien stark eingeschränkt wurden.

Am 21. Januar 1506 starb Bischof Johann Roth; sein Nachfolger war Johann Turzo. Auch er bemühte sich, mit dem Räte in gutem Einvernehmen zu bleiben, doch war der Lauf der Dinge nicht mehr aufzuhalten. Ein neuer Anlaß zu Reibereien zwischen Stadt und Geistlichkeit waren die schlimmen Verhältnisse bei St. Elisabeth, wo die Altaristen sich allerlei Machtbefugnisse angemahnt hatten, die die Rechtsansprüche des Pfarrers stark beeinträchtigten. Die Kirchenvorsteher versuchten endlich, Klarheit zu schaffen, doch zogen sie sich dadurch den Zorn der Altaristen zu. Wieder kam es zu schweren Auseinandersetzungen.

In all diesen Streitigkeiten handelte es sich jedoch immer nur um machtpolitische oder wirtschaftliche Dinge, die jetzt alle zum Austrag kamen, weil der Rat die Bevormundung in Angelegenheiten, die allein die von ihm

¹⁾ Pol, Jahrbuch der Stadt Breslau, II. S. 160.

vertretene Bürgerschaft angingen, nicht mehr zulassen wollte: eine völlige Wendung in der Stimmung gegenüber der Kirche. Das neue Aufblühen der Stadt gab ihm die Mittel in die Hand, seinen Wünschen den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Schlimmer als diese mehr äußeren Schwierigkeiten war der innere Bankerott, dem die Kirche unaufhaltsam entgegentrieb. Durch den schwunghaften Ablaßhandel waren auch die einfachen Gemüter auf die ganze Fragwürdigkeit der kirchlichen Gnadenmittel aufmerksam geworden. Aus einem uns erhaltenen Ablaßverzeichnis geht hervor, daß dem andächtigen Besucher der Gottesdienste bei Maria Magdalena jährlich 174 Jahre, zwei Wochen und zwei Tage Ablaß angeboten wurden. „Dazu verdienten solche, welche an den heiligen Tagen vor dem Hochaltar beteten, jedesmal ein ganzes Jahr, vor einem anderen Altar 20 Tage, am Sonntag und Montag für zwei Vaterunser und Ave Maria 200 Tage, in der Osternacht wiederum ein Jahr, wenn sie fünf Vaterunser und Ave Maria für einen guten Stand der Christenheit beteten und für drei tägliche Vaterunser und Ave Maria zum Besten des gemeinen Friedens der Christenheit drei Jahre¹⁾.“ Bei der immer mehr zunehmenden Kritik an den kirchlichen Einrichtungen schwand der Glaube an den Wert des Ablasses dahin, und man sah in ihm nur noch eine neue Methode der Priester, sich die leeren Taschen zu füllen. Der Humanismus, der überall die Geister befreite, wirkte auch in Breslau aufklärend und schuf neue Antriebe für das wirkende Leben. Heute wissen wir, daß in diesem machtvollen Vorwärtsdrang auch schon die Keime zu neuer Zeit verborgen lagen.

Die Bettelmönche waren nach wie vor auf den Ablaßhandel angewiesen; denn immer geringer wurden die freiwilligen Spenden, von denen sie sonst gelebt hatten. So erwirkten sie sich neue Indulgenzbefugnisse unter Androhung des Bannes gegen alle, die ihnen entgentreten würden. Das Domkapitel war sich in dieser Hinsicht mit dem Rat vollkommen einig: beide lehnten es ab, das Volk mit neuen Ablässen zu überschütten. Die Abneigung gegen diese Geschäftemacherei ging bis tief in die Reihen der Mönche selbst hinein. Viele verließen ihre Klöster aus Gewissensnot und zogen weltliche Kleidung an, da sie den Sinn ihrer Absonderung nicht mehr begriffen. Die Lehren Luthers werden erst auf diesem Hintergrunde kirchlicher Auflösung völlig verständlich. Reif war die Zeit für die Heilstat des Bruders Martinus, und organisch wuchs sein Reformationswerk aus dem Zusammensturz der sterbenden Mächte des Mittelalters hervor. So allein kam es, daß seine 95 Thesen in wenigen Wochen über ganz Deutschland verbreitet wurden, und so allein verstehen wir, daß unsere Stadt Breslau ihre Söhne nach Wittenberg schickte, um Kunde von dem Manne zu bringen, der mit seinem kindlichen Glauben, seinem trotzigen Mut und seinem klaren Verstand das morsche Gebäude der katholischen Kirche niederriß. Wir müssen uns aber auch vergegenwärtigen, daß die Reformation in Breslau wahrscheinlich ganz anders verlaufen wäre, wenn nicht die vorangegangenen Hussitenkriege

¹⁾ Paul Konrad, Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlesien, Bd. XXIV. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Breslau, 1917. S. 9.

die Widerstandskraft der Kirche erschöpft hätten. Alles bot die Priesterschaft seinerzeit auf, der hussitischen Gefahr Herr zu werden, und erst, als ihr das nicht gelang, war der Bankrott ihrer Macht unaufhaltsam.

Am 2. August 1520 starb Bischof Turzo. Er war ein seltsamer Mensch, zerrissen von den großen Gegensätzen der Übergangszeit, leichtsinnig und anspruchsvoll, dem Althergebrachten tief verbunden und doch auch für die neuen Gedanken aufgeschlossen. Er stand mit Luther und dessen Freunden im Briefwechsel, versuchte in seiner Diözese zu wirklichen Reformen zu kommen, war der väterliche Freund und Ratgeber des Johann Heß, und doch ein Mann ohne Wirkung. So kam es wohl, daß Luther seine Schwächen übersah und ihn einen der besten Bischöfe des Jahrhunderts nannte¹⁾. Johann Heß hielt ihm im Dom eine lateinische Grabrede, voll schmerzlicher Trauer über den Heimgang des von ihm so hoch verehrten Mannes.

Zum Nachfolger Turzos wurde nach Überwindung mancher Widerstände und nach vielen Bemühungen des Rates der Landeshauptmann von Glogau, Jakob von Salza, gewählt. Unter ihm begann die eigentliche Reformation in Schlesien. Ihm ist es letzten Endes auch zu danken, daß die Umstellung der Geister in Ruhe und Ordnung vor sich ging. Er war eine Persönlichkeit.

Merkwürdig ist es, daß ein Streit innerhalb des Franziskanerordens den Beginn der Reformen einleitete. Die von Capistran gegründete strenge Richtung der Observanten (Bernhardiner) stand den reformfreundlichen Brüdern von St. Jakob feindlich gegenüber. Die Franziskaner von St. Jakob hatten schon wiederholt, wie wir gesehen haben, dem Rate treu zur Seite gestanden. Sie kümmerten sich zur Zeit Heinrichs IV. nicht um die bischöflichen Interdikte und Bannbulen, sondern übernahmen die gottesdienstlichen Handlungen, als die Stadtpfarrer diese aus Furcht vor den Kirchenstrafen einstellten. Die Observanten dagegen blieben den Traditionen ihres einstigen Führers Capistran treu. Jetzt kamen die Gegensätze endlich zum Austrag. Was vor einigen Jahrzehnten noch ganz undenkbar gewesen wäre, das geschah jetzt: Rat und Bürgerschaft ergriffen für die Brüder von St. Jakob Partei und erklärten sich gegen die Anhänger Capistrans. Deutlicher konnte sich der gewaltige Umschwung in der Volksstimmung kaum offenbaren. Der Fanatismus der fünfziger Jahre des 15. Jahrhunderts war endgültig vorüber. Ein neuer Geist war in der „liebsten Stadt“ Capistrans eingekehrt. Ratsälteste hörten den Predigten gerne zu, die ein Franziskanerpater, namens Petrus Sontinus, in lutherischer Weise bei St. Jakob hielt²⁾. Er wurde allerdings bald abgesetzt, doch verteidigte ihn der Breslauer Rat energisch beim Bischof, ja sogar beim König. Endlich traf ein Ordensgeneral in Breslau ein, um den Streit zu schlichten. Der Rat ersuchte ihn, die beiden Konvente zusammenzulegen, damit in der Stadt ein Kloster für die Mönche des Vinzenzklosters auf dem Elbing frei wurde. Letzteres sollte abgebrochen werden, damit die Verteidigungswerke der Stadt bei der drohenden Türkengefahr nicht durch das so weit außerhalb liegende Kloster beeinträchtigt wurden. Es kam aber zu keinem Ergebnis. Die später noch einmal aufgenommenen Verhandlungen

¹⁾ Meyer, Studien zur Vorgeschichte der Reformation. Aus schlesischen Quellen. Histor. Bibliothek, Bd. XIV. (1903). S. 148.

²⁾ Konrad, a. a. O. S. 24 ff.

mit einem andern Ordenskommissar hatten ebensowenig Erfolg. Da war die Geduld des Rates zu Ende. Er forderte den Kommissar auf, sich innerhalb von zwei Tagen zu entscheiden, andernfalls er von sich aus die Angelegenheit regeln würde. Mit Mühe und Not erlangte der Kommissar einen Aufschub von zwei Wochen. Er hoffte, der König würde inzwischen zugunsten der böhmischen Partei eingreifen. Als auch diese Frist verstrichen war und vom Könige nur eine Anweisung eintraf, in dieser schwierigen Angelegenheit nicht eigenmächtig zu handeln, sondern den Spruch eines von ihm eingesetzten Gerichtes abzuwarten, ergriff der Rat die Zügel: Die Kleinodien des Bernhardinerklosters wurden beschlagnahmt und die Mönche angewiesen, in das Kloster St. Jakob überzusiedeln. Sie weigerten sich jedoch auf das entschiedenste und verließen schließlich die Stadt, um sich beim Könige oder Papste ihr Recht zu verschaffen. Sie sind aber nicht wieder nach Breslau zurückgekehrt. Kirche und Kloster von St. Bernhardin kamen unter die Verwaltung des Rates. Der vorher genannte Dr. Petrus Sontinus wurde später (1525) evangelischer Pfarrer bei St. Bernhardin.

Dies war der erste Erfolg der Stadt, dem nun bald ein zweiter folgte. Wegen der schlimmen Verhältnisse bei Maria Magdalena und Elisabeth bemühte sich der Rat beim Papste, das Besetzungsrecht für diese Stadtpfarrkirchen zu erhalten. Dr. Oswald Winkler war zufällig in einem „päpstlichen“ Monat gestorben¹⁾. Mehrere Anwärter stritten sich um das einträgliche Amt. Endlich wurde Johann Kajač mit der Pfarre belehnt, doch verwaltete er sie nicht selbst, sondern ließ sie durch Bischof Jakob von Salza sogenannten Pfarverwesern übertragen, deren letzter Joachim Zieris aus Hirschberg war. Dieser mußte eine Pachtsumme zahlen und bezog dafür sämtliche Einkünfte. Der Rat schrieb darüber an seine Gesandten nach Ofen: „Ihr wißt, daß seitdem die Pfarre erledigt ist, mannigfaltiger Kauf, Verkauf, Wechsel, Vermietung und andere dergleichen römische Kontrakte wegen derselben geschehen sind und sie nun in die sechste Hand gekommen ist.“ Und in seiner späteren „Schutzrede“ heißt es: „Unser Kirchen zu St. Magdalenen ist so viel Jahr nach einander ohne einen Breutigam oder Pfarherrn veraltet und verwüstet. Umb welche Kirche mitlerzeit sich jr viel (so doch ein Breutigam und Hirte sein soll) bemühet und bearbeit haben, und die Sache so hefftiglich fürgenommen, daß es vor Gericht kommen ist, und hat einer den andern dermaßen stets umbgetrieben, und in den Besitz der Pfarre nicht kommen lassen, In deme sie umb unser Seelen sorg und heil nichts anders gefochten haben, denn die, so mit Würffeln schanzen, Sintemals sie von beyderseit das Glück an (ohne) Tugendt gebrauchen und erwarten.“ Dem Joachim Zieris (auch Zyrus genannt) wird weiter vorgeworfen, er habe viel zu hohe Stolgebühren genommen, um die große Pachtsumme einzubringen, die er für die Pfarre bezahlen mußte. Ihm sei weniger an dem Seelenheil seiner Gemeinde, als an recht vielen Taufen, Krankengängen und vor allen Dingen Begräbnissen gelegen²⁾, und er habe für sich gerechnet, „so viel habe ich heut Leichen gehabt, so viel gestern, so viel ehegestern, wolt Gotte, daß es morgen,

1) Konrad, a. a. O. S. 32/33.

2) Die Begräbnisse mußten am teuersten bezahlt werden.

übermorgen und immer weiter auch also ferner". Dem Rat schien es nun an der Zeit, zu diesen Mißständen energisch Stellung zu nehmen. Er fühlte sich dazu berechtigt, da die Bürgerschaft die Kirche ganz allein unterhielt, da er das Patronatsrecht über viele Altäre ohnehin schon besaß und da es ihm nicht gleichgültig sein konnte, daß eine Stadtpfarrkirche so offensichtlich dem Verfall entgegentrieb. Er vertrat auch durchaus die Interessen der Bürgerschaft, wenn er endlich mit fester Hand zugriff. Einige Schriften Luthers waren durch die beiden Breslauer Drucker Adam Dyon und Kaspar Lybisch nachgedruckt und massenweise verbreitet worden. Wie früher zur Zeit der Hussitenkriege saßen die Bürger wieder im Schweidnitzer Keller zusammen und debattierten eifrig über die neuesten Wittenberger Ereignisse. Welche überwältigenden Ausichten eröffneten sich dem religiös gesinnten Menschen, als er hörte, daß Luther vom Pfarrer verlangt hatte, er sollte in erster Linie der Hirte der Gemeinde und ein Diener am Worte Gottes sein. Wie verächtlich und unwichtig wurde solchen Forderungen gegenüber der äußerliche Betrieb der bisherigen Gottesdienste und der Schacher mit Gnadenmitteln, von denen doch niemand mehr wirkliches Seelenheil erwartete. Ein objektives Stimmungsbild aus jener Zeit wird uns in einem Briefe gegeben, den ein Domherr am 3. Mai 1521 an den Probst Saueremann schrieb. Darin heißt es: „Auf meinen Befehl ist in der jetzigen Fastenzeit in den Kirchen und Klöstern acht gegeben worden, ob die Zahl der Beichtenden der Berechnung früherer Jahre gleichkommt. Gütiger Gott, wie wenig stimmt die Rechnung! Denn jeder legt sich das Heilige nach seinem Belieben zurecht, alle geben sich für Lutheraner aus, während der Christenname veraltet. Keine Pflege der Religion ist mehr, keine Ehrfurcht vor dem Priesterstande, keine Furcht vor Kirchenstrafe. Öffentlich werden Vorwürfe und Schmähungen nicht bloß gegen den niederen Klerus, sondern auch gegen Pfarrer und Priester, ja sogar gegen das unantastbare Ansehen des Römischen Stuhles ausgestoßen. . . Daher glaube ich gewiß, daß der Tag des Verhängnisses vor unserer Tür ist!).“ Der Rat selbst war der lutherischen Lehre längst zugetan, vor allem seine Mitglieder Hieronymus Hornig, Achatius Haunolt und der Stadtschreiber Lorenz Corwin.

Ehe der Rat sich mit bestimmten Geistlichen, die für die Pfarrstelle bei Maria Magdalena in Frage kamen, in Verbindung setzte, versuchte er alles, um auf ordnungsmäßigem Wege das Patronat über seine Stadtpfarrkirchen zu erlangen. Darum beauftragte er zunächst seine Gesandten in Ofen, beim Könige in dieser Angelegenheit vorstellig zu werden. Da der König in den Türkenkriegen auf die Hilfe der Breslauer angewiesen war, trug er auch keine Bedenken, dem Räte die gewünschte Erlaubnis zu erteilen. Nun kam es noch auf die Einwilligung des Papstes an. Der Rat trat mit Anton Sigger in Rom in Verbindung und erklärte sich bereit, die Summen zu zahlen, die zur Gewinnung der maßgebenden Persönlichkeiten nötig wären. Da auch beim Papste die Ausichten zunächst nicht schlecht waren, wurden die Berufungsschreiben an Johann Heß und Dominikus Schleupner abgefaßt und abgeschickt.

Johann Heß, der uns hier als künftiger Pfarrer bei Maria Magdalena in erster Linie interessiert, wurde am 21. oder 23. September 1490 in Nürn-

1) Konrad, a. a. O. S. 20.

berg als Sohn eines wohlhabenden Handelsherrn geboren. Er studierte zunächst in Leipzig, dann in Wittenberg. Am 17. Februar 1510 wurde er Magister der freien Künste. Bezeichnenderweise hielt er damals eine Vorlesung über die Mäßigkeit, eine Tugend, die er sein ganzes Leben hindurch bewährt hat. Angeregt durch Luther und dessen Freunde, widmete er sich auch dem Studium der Theologie. Im Jahre 1513 kam Johann Heß als bischöflicher Notar nach Neiße zu Bischof Johann Turzo, mit dem sein Vater in Geschäftsverbindung stand. Dort setzte er seine theologischen Studien fort, befaßte sich aber auch mit der schlesischen Geschichte. Über seinen damaligen Seelenzustand unterrichtet uns ein Brief, den er an seinen Freund, den Augustiner Johannes Lange in Wittenberg, schrieb. Darin heißt es: „Wenn ich jemals der Fürbitten bedürftig gewesen, so ist jetzt die rechte Zeit dafür; denn dein Heß fängt an, seinen inneren, nach dem Bilde Gottes gestalteten Menschen zu betrachten und bemüht sich ängstlich, von Tage zu Tage sein Wesen zu erforschen. Verursacht ist dies durch den Pentateuch des Origines, jenes Kirchenlehrers, den soviel wie nur einer es vermocht, mir Beihilfe zu einem guten und heiliger Leben gewährt hat. Auf die Gebete meiner Freunde gründe ich meine Hoffnung, Christus werde seinen Geist nicht von mir wenden, des begonnenen Baues Baumeister wird der kluge Athanasius sein, in dem er dieses ganze Werk über Paulus zur Vollendung bringt. Lebe wohl und sei gegrüßt, mein Bruder, und bitte für mich, teurer Bruder, zusammen mit Wenceslaus und Martin¹⁾.“

Im Jahre 1514 übernahm Heß in Neiße die Erziehung des jungen Prinzen Joachim, des ältesten Sohnes Herzog Karls von Münsterberg-Oels. Als 1516 in Schlesien die Pest ausbrach, ging er mit seinem Zögling auf Reisen und kehrte erst mit diesem nach Oels zurück, als die schlimmste Gefahr vorüber war. Einer Anregung Johann Turzos folgend, setzte er im Jahre 1518 seine Studien in Italien fort. In Bologna wurde er Doktor der Theologie und Diakon, dort mag er sich mit den Grundsätzen des Kirchenrechts und der Verwaltung hoher kirchlicher Ämter vertraut gemacht haben. Eine heimliche Sehnsucht zog ihn dann nach Wittenberg, wo er Luther und Melanchthon und ihre Reformpläne näher kennenlernte. In der Zwischenzeit hatten seine Gönner ihm eine Domherrnstelle in Neiße, eine andere in Brieg und eine dritte an der Breslauer Kreuzkirche verschafft, so daß sein Lebensunterhalt sichergestellt war. Er hielt sich dann längere Zeit in Breslau und Oels auf, doch trieb es ihn 1523 nochmals in seine Vaterstadt Nürnberg. Dort erreichte ihn das Berufungsschreiben des Breslauer Rates, in welchem die Maria-Magdalenenkirche jedoch noch nicht erwähnt war. Es hieß darin nur: „Ist darumb unser vfeißig und emßig bithe, euer wirde wollen einen Predigtstuel alhie bey uns annehmen.“²⁾ Heß antwortete sehr ausführlich, war auch nicht ganz abgeneigt,

¹⁾ Mitgeteilt von Künzel, Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens. Bd. V. S. 2/3 und 7.

²⁾ Topographische Chronik von Breslau, II. S. 606. Künzel hat die Ansicht ausgesprochen, daß der Rat für Johann Heß zunächst nur eine Prediger- und nicht die Pfarrstelle bei Maria Magdalena in Aussicht genommen hatte. Sicherlich hat dieser Begriffsunterschied bei der Berufung auch eine Rolle gespielt. Vgl. Corresp. d. V. f. Gesch. d. ev. Kirche Schlesiens. V. S. 1 ff. und 123 ff.

doch hatte er mancherlei Bedenken. Vor allen Dingen war er der Ansicht, daß allein dem Bischof die Befugnis zustände, ihn mit einer Breslauer Pfarre zu belehnen. Bischof Jakob von Salza hatte den Rat jedoch selbst auf Heß hingewiesen, da ihm daran lag, daß ein möglichst gemäßigter Lutheraner nach Breslau käme. Und Johann Heß war ihm als solcher bekannt. Er hatte sich stets große Zurückhaltung auferlegt, trotz mancher Aufmunterungsschreiben seiner Freunde, doch endlich offen seine Meinung zu bekennen und im Sinne Luthers zu predigen. Am 21. August 1523 wandte sich der Bischof selbst an Johann Heß und schrieb ihm: „Verehrter, aufrichtig geliebter! So wie vorher persönlich, so wünschen wir jetzt abwesend und ermahnen Euch, daß Ihr nach der von Gott verliehenen Gnade das Predigtamt, wozu Ihr in der Stadt Breslau berufen seid, übernehmt und es nicht, durch menschliche Rücksichten verleitet, ablehnt, indem Ihr bedenkt, daß das dem Herrn vorzüglich angenehm sein muß, was er selbst, während er auf Erden lebte, verrichtete, daß es heilbringend ist, weil allein auf seinem Wort unser ganzes Heil beruht“¹⁾. Man merkt diesem Schreiben an, daß dem Bischof der ganze Vorfall nicht recht behagte, und daß er sich ein Hintertürchen offen lassen wollte. Heß kehrte nun nach Schlesien zurück, um durch seine Anwesenheit die weiteren Verhandlungen zu erleichtern. Am 14. September gab Herzog Karl von Oels seinen Prediger Johann Heß frei unter der Bedingung, daß er ihn bei halbjähriger Kündigung zurückfordern könnte. Gleichzeitig etwa mit dem Rat hatte sich nämlich auch die Königin Maria, die Gemahlin des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, um ihn bemüht.

Was der Bischof befürchtet hatte, traf nun tatsächlich ein. Das Domkapitel machte Schwierigkeiten, und Papst Hadrian VI. erließ eine Bulle, in der nicht nur das beantragte Patronatsrecht nicht erteilt, sondern auch in sehr scharfer Form gegen die beginnenden Kezereien in Breslau Stellung genommen wurde. In Rom konnte man nicht gut begreifen, daß ausgerechnet Breslau, der bisherige Hort des Katholizismus, eine Stadt, die Eschenloer vor noch nicht langer Zeit als „einen Turm und ein gefürchtetes Heer und als einen Schild des christlichen Glaubens in diesen Gegenden“ bezeichnet hatte, nun den lutherischen „Irrlehren“ geneigt sein sollte. Jedoch dieselbe Energie und Hartnäckigkeit, die der Rat seinerzeit in den Hussitenkämpfen aufgebracht hatte, bewies er nun auch dem Papste gegenüber in der Angelegenheit seiner Stadtpfarrkirchen. Seine Antwort auf den Schritt Hadrians war die Verweigerung der vier Pfund schweren Sühnekerze, die immer vor dem Hochaltar des Breslauer Domes brennen sollte und zu deren ständiger Erneuerung der Rat verpflichtet war. Diese Strafe war ihm im Jahre 1411 auferlegt worden, und bisher hatte er sich auch ohne Murren gefügt. Das Domkapitel ließ sofort die Kerze anfordern, und als sie nicht geliefert wurde, verklagte es die Stadt beim Könige. Zur selben Zeit etwa wurde dem Domkapitel das Gesuch des Rates vorgelegt, in welchem er um die Investitur des Johann Heß bat. In der Sitzung vom 13. Oktober 1523 wurde dieser Antrag einstimmig abgelehnt. Kaum hatte der Rat die Nachricht erhalten, da ließ er die Berufungsurkunde für Johann Heß ausfertigen, legte sie dem Bischof vor

¹⁾ Topographische Chronik von Breslau. II. S. 435.

und hat ihn um die Belehnung des Vorgeschlagenen mit dem Pfarramte von Maria Magdalena. In dem Schreiben an Bischof Jakob von Salza heißt es: „Sofern als die Sorge der göttlichen Dinge am vornehmsten und vor allen den Christen gebühren will, haben wir uns aus der heiligen Schrift belehren lassen, daß wir schuldig sind, soviel an uns gelegen, die heilige christliche Kirche, so durch mannigfaltige Mißbräuche und Unglauben in ein Abnehmen gekommen, wiederum zu bauen und aufzurichten. Und so nun an einem Pfarrer, wie der sei, gut oder böse, unser Seelenheil und Verderben am meisten gelegen, haben wir weiter den erbärmlichen Irrtum unserer Pfarrkirchen zu St. Magdalenen nicht wollen lassen vertuschen, noch durch die Finger sehen, daß ihrer etliche um dieselbe Pfarre, das ist die Sorge um unser Seelenheil, sovieler Jahre miteinander und vor dem Gericht der Welt sich stritten. Damit wir aber, in Ewigkeit ohne einen beständigen Hirten, nicht irrige und verlorene Schäflein blieben, und daß Gott aus unseren Händen als ihrer vorgesetzten Obrigkeit nicht Bescheid noch Rechenschaft ihres Verderbs fordern, auch daß unser Seelenheil nicht an und unter denselben gemieteten Pfarrer wanke — welche verdingte Pfarrer sich allein befleißigten, zu schinden und nicht zu weiden die Schäflein Christi Jesu, demgemäß sie dann das ewige Wort Gottes zu ihrem Nutzen hin- und hergezogen, gekrümmt und gebeugt — haben wir mit einhelliger Stimme unserer Kirchen zu einem Hirten und Pfarrer berufen den achtbaren Herrn Johannem Hessum, der heiligen Schrift treuen Lehrer und einen Menschen eines christlichen ordentlichen Lebens.“

So nun jemand begehret zu wissen, von wem wir Gewalt haben, die Pfarre zu vergeben, haben wir, als Christen zukommt, nicht Festeres und Rechteres anzuzeigen, denn daß wir den göttlichen Rechten, der Lehre und Exempel der Apostel in diesem Falle nachgefolgt, welchen göttlichen Rechten und Lehren billig weicht alles das, was von Menschen dawider geordnet und ausgelegt ist.“¹⁾

Eine Unterredung mit den Domherren in dieser Angelegenheit am 21. Oktober war wieder ohne Erfolg, trotzdem der Bischof zur Nachgiebigkeit geraten hatte. Jakob von Salza hatte das richtige Gefühl, daß es viel besser wäre, das Domkapitel beriefe Heß, als daß es der Rat aus eigener Machtvollkommenheit täte. Hätte sich das Kapitel gefügt, so wäre es nicht so bald ausgeschaltet worden. Nun aber, als es sich wieder weigerte, ging der Rat rücksichtslos vor. Joachim Zieris wurde aufgefordert, sofort die Pfarre zu verlassen, Johann Heß aber wurde noch am 21. Oktober 1523 an seiner Stelle als Pfarrer von Maria Magdalena eingesetzt. Am 25. Oktober hielt er seine Antrittspredigt. Die Kapläne bei Maria Magdalena und bei Elisabeth wurden ihm untergeordnet.

Im November desselben Jahres erschien die „Schutzred des erbaren Raths und ganzen Gemeind der Königlichen Stadt Breslau von wegen der neuen wahl̄ ihres neuen Hirten,“ gedruckt durch Caspar Leybisch im Jahre 1523, deren Inhalt schon oben teilweise wiedergegeben wurde. Der Rat

¹⁾ Konrad, a. a. O. S. 40. Im Jahre 1525 erschien die Schrift Luthers, die dem Rate recht gab: „Daß eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, Grund und Ursach aus der Schrift.“

fühlte sich in seinem Recht, da ihm das Besetzungsrecht für seine Pfarrkirchen von König Ludwig zugebilligt worden war und der Bischof selbst Johann Heß für das Predigtamt vorgeschlagen hatte.

Es erfolgte daher auch nichts Besonderes, außer daß König Sigismund von Polen die Breslauer bei König Ludwig verklagte. Der Rat verstand es aber, sich zu rechtfertigen, indem er angab, daß eigentlich alles in dem bisherigen Zustande erhalten geblieben wäre.

D. Johann Heß ging mit großer Vorsicht und Bedachtsamkeit an sein Reformwerk. Zunächst galt es, den Altaristen eine neue Amtstätigkeit zuzuweisen, da von nun an nicht mehr das Messelesen, sondern die Verkündigung des Evangeliums an erster Stelle stehen sollte. Zu diesem Zwecke wurden tägliche Gottesdienste eingeführt, die von den Altaristen geleitet wurden. Die Predigt hielt Johann Heß selbst. Später wurden auch deutsche Lieder gesungen, nachdem das erste Breslauer Gesangbuch bei Adam Dyon 1525 erschienen war. Im übrigen blieb es bei den üblichen gottesdienstlichen Gebräuchen.

Zu Anfang des Jahres 1524 fand in Grottkau ein Fürstentag statt, den auch die Stadt Breslau beschiedte. Seinen Abgesandten gab der Rat ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben mit, da mancherlei Angriffe auf seine eigenmächtige Handlungsweise zu befürchten waren. Da man sich über die schwebenden kirchlichen Fragen nicht einigen konnte, wurde beschlossen, zwischen der geistlichen und weltlichen Partei eine Aussprache herbeizuführen, die am 11. April in Breslau stattfinden sollte. Die Vertreter der verschiedenen Stände erschienen auch in großer Anzahl und stellten die Forderung auf, „daß man das heilige Evangelium frei ungehindert predigen lasse nach Deutung der Heiligen Schrift und demselben frei nachlebe unangesehen aller Menschen“¹⁾. Der Bischof wollte auf so weitgehende Forderungen nicht eingehen, so daß es zu scharfen Auseinandersetzungen kam.

Vom 20. bis 23. April 1524 fand eine öffentliche Disputation des D. Johann Heß in der Dorotheenkirche zu Breslau statt, zu der er alle Gelehrten der Heiligen Schrift und die ganze Bürgerschaft einlud. Ihm lag daran, die Gewissen der Zweifelnden zu beruhigen und eine Klärung der kirchlichen Verhältnisse herbeizuführen. Seine Leitsätze ließ er drucken und durch Anschlag bekanntmachen. Sie handelten 1. vom Worte Gottes, 2. vom Priestertum Christi und 3. von der Ehe. Er bezog sich in ihnen klugerweise nicht auf Luther, sondern nur auf die Heilige Schrift, doch enthielten sie in gedrängtester Form vieles von dem, was die Reformatoren in Wittenberg lehrten. Vom Worte Gottes sagte er, daß es „durch keine menschlichen Befehle oder Überlieferungen, auch nicht durch menschliche Satzungen verunreinigt werden“ sollte. Jesus Christus ist von Gott zu einem ewigen Hohenpriester eingesetzt, „deshalb kann er diejenigen vollkommen selig machen, welche durch ihn Gott anrufen“. „Wie er aber einmal für die Sünde gestorben ist und einmal für die Sünde gelitten hat. . . , so liegt darin eingeschlossen, daß er nur einmal geopfert, auf einmal auch das ganze Opfer vollbracht ist.“ „Darum kann die Messe und ihr Vollzug kein Opfer sein; sonst hätte ja Christus öfter seit der Schöpfung

¹⁾ Konrad, a. a. O. S. 48.

der Welt, leiden, sterben und gemartert werden müssen, vielmehr ist sie eine Gedächtnisfeier jenes einmal vollbrachten Opfers und Testaments durch den Priester und die Hostie... Bei dieser Erinnerungsfeier bedarf man nicht irgend welcher Zeremonien oder Kleiderzurüstung oder anderer äußerlicher Gebräuche, sondern wahren Glauben; denn durch ihn allein werden wir des vollbrachten Testaments und Opfers teilhaftig gemacht." Von der Ehe behauptete er, daß Christus sie mit seinem Evangelium gelobt und mit seiner Gegenwart geehrt habe und daß die ganze Heilige Schrift sie zulasse, darum hätte sie „auch jetzt frei und öffentlich sein und von ihr keine Gattung der Menschen zurückgehalten, vielmehr alle zugelassen werden sollen und müßten noch zugelassen werden". „Die Ehe sollte ein Vorbild, eine immerwährende Mahnung des großen Geheimnisses zwischen Christus und der Kirche sein“¹⁾.

Die ersten beiden Tage wurde in lateinischer, den letzten Tag in deutscher Sprache disputiert. Die Dorotheenkirche, die damals auch bereits der neuen Lehre offen stand, konnte die Menge der Menschen nicht fassen, die von weit und breit herbeigeeilt waren, um dem Ereignis beizuwohnen. Zunächst erhob sich gegen die von Heß aufgestellten Sätze kein Widerspruch. Dr. Johann Mehlers Einwand wegen der Mönchsgelübde wurde von Heß zurückgewiesen, so daß sich jener für befriedigt erklärte. Dann griff der Dominikaner Leonhard Czipsz in den Redekampf ein. Er war sehr hartnäckig und brachte immer neue Bedenken vor, doch blieb ihm Johann Heß keine Antwort schuldig. Dieser konnte die Disputation mit dem Bewußtsein schließen, daß ihn niemand widerlegt hatte²⁾.

Die Erregung über den günstigen Verlauf der Disputation war im Domkapitel natürlich groß, standen doch nun weitere Reformen in Aussicht. Der Bischof reiste auf Veranlassung des Kapitels zum Könige, um ihn zum Einschreiten gegen die Lutheraner zu bewegen, doch riet sogar der päpstliche Gesandte in Ofen zur Nachgiebigkeit, da König Ludwig andere Sorgen hatte. Herzog Friedrich von Liegnitz und die Stadt Breslau führten deshalb ohne nennenswerte Schwierigkeiten die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse durch. Da eine Reihe anderer schlesischer Fürsten ebenfalls der lutherischen Lehre geneigt war, breitete sich die Reformation in kurzer Zeit fast über ganz Schlesien aus.

Im September 1524 ließ der Rat sämtliche Breslauer Prediger aufs Rathaus kommen und befahl ihnen, dem Beispiele des Johann Heß zu folgen und ebenfalls auf seine Weise zu predigen. Sie waren auch alle dazu bereit, außer dem Dominikanerprior Dr. Sporn. Er wurde bald darauf aus der Stadt gewiesen. Da man im übrigen maßvoll und entgegenkommend war, nahm die Reformation in Breslau auch weiterhin einen ruhigen Verlauf. Im Jahre 1524 wurde die deutsche Taufe und der deutsche Kirchengesang eingeführt. Am Sonntag Quasimodogeniti 1525 schaffte Heß die Anbetung (Verehrung) der Bilder ab, ferner die Prozessionen mit dem Sakrament, Vigilien, Seelmessen,

¹⁾ Die Sätze sind vollständig abgedruckt bei Konrad, a. a. O. S. 50 ff.

²⁾ Luther schrieb am 11. Mai 1524 an Spalatin: „Die Disputation des Heß in Breslau ist glücklich beendigt worden; er hat vielen hohen Abgeordneten und den Kunstgriffen des Bischofs Widerstand geleistet.“ Vgl. Fischer, Reformationsgeschichte der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena in Breslau, Breslau 1817. S. 33.

Reliquien, Anniversarien, Weihung des Heiligtums, Weihung des Wassers, Gewürzes, Salzes und der Kräuter¹⁾). Besondere Verdienste erwarb sich Heß um die Bekämpfung der Bettelei und Einrichtung eines Almosenamtes. Am 7. Mai 1525 ließ der Rat öffentlich ausrufen, „daß jeder, der arbeiten könne, nicht betteln und müßig gehen solle“.

Am 3. August 1525 wurde der Magister Ambrosius Moiban durch den Bischof und den Rat als Pfarrer an St. Elisabeth berufen. Dadurch hatte Johann Heß einen treuen Freund und Kampfgenossen erhalten, der ihm stets zur Seite stand. Am 18. September 1525 verheiratete sich Heß mit Anna Jopner, der ältesten Tochter des Ratsherren Stephan Jopner. Die Ehe dauerte allerdings nur sechs Jahre, dann starb seine Gemahlin. 1533 verheiratete sich Heß zum zweiten Male mit Hedwig Wahle, der Tochter des städtischen Wagenmeisters Peter Wahle; doch starb auch diese schon im Jahre 1539. Acht Kinder sind den beiden Ehen entsprossen, zwei Söhne und sechs Töchter²⁾.

Der Name des Breslauer Reformators ist auch mit der Gründung des noch heute bestehenden Allerheiligen-Hospitals eng verbunden. Auf seine Veranlassung wurde das Krankenhaus gegründet und mit besonderer Treue seitens des Rates versorgt. Die ganze Bürgerschaft war an dem Bau interessiert und half mit durch Spenden und freiwillige Arbeit. Im Jahre 1527 wurde das Hospital erstmalig mit 300 Kranken belegt³⁾.

Auf die kirchlichen Reformen kann hier nicht mehr eingegangen werden. Johann Heß führte sie mit großer Milde durch, mit seinem Verständnis für das Althergebrachte und voll Rücksicht gegen alle, die noch an den alten kirchlichen Einrichtungen hingen. Ein Brief, den er im Jahre 1525 an den Prediger Gallinarius in Olmütz schrieb, ist für uns in dieser Beziehung aufschlußreich. Es heißt darin: „Das habe ich allzeit geraten und rate es auch Dir, daß man in den äußerlichen Zeremonien, in welchen man soviel zerret, mit dem Volk Geduld haben müsse, vorzüglich in denen, welche nicht augenscheinlich gottlos und wider die Heilige Schrift sind. . . Wir müssen geduldig tragen eine Zeit, wir Prediger sind Fuhrleute, müssen nicht fahren wohin wir gedenken, sondern wo Wagen und Pferde ohne Schaden und Gefahr hinkommen mögen. Predige treulich die Rechtfertigung durch den Glauben, wird das Vertrauen zu den Werken und menschlichem Ablauf für sich fallen.“⁴⁾

Noch lange Jahre hat D. Johann Heß für seine Gemeinde gelebt und gearbeitet, von jedermann geliebt und verehrt. 500 Patenstellen hatte er in seiner Gemeinde angenommen, wie er selbst in seiner letzten Predigt am 21. Dezember 1546 angab. Als Kanzelredner stand er in besonderem Ansehen; denn seine Gottesdienste waren in Breslau die besuchtesten. Vom 10. Februar 1542 bis zum 26. Januar 1543 betrogen die Opfergaben bei St. Maria Magdalena 914, bei St. Elisabeth 335, bei St. Barbara 100, bei St. Christophori

¹⁾ Künzel, Dr. Johann Heß, der Reformator Breslaus, Festpredigt Breslau 1890 Seite 19.

²⁾ Vgl. Künzel, a. a. O. S. 24 und 25.

³⁾ Konrad, a. a. O. S. 64.

⁴⁾ Sijcher, a. a. O. S. 33/34.

33 und in der Kirche zum Heiligen Geist 17 kleine Mark¹⁾. Hieraus geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Predigten des Johann Heß sich großer Beliebtheit erfreuten. Noch heute müssen wir die segensreiche Wirksamkeit dieses Mannes bewundern. Über Schlesiens Grenzen hinaus war sein Name bekannt und geehrt. Mit vielen berühmten Zeitgenossen stand er in brieflichem Verkehr. Die umfangreiche Bibliothek, die er hinterlassen hat, beweist, daß er in seiner Wissenschaft weiterstrebte und an allen ihren Erfolgen Anteil zu nehmen suchte. Für die Reform der Magdalenschule setzte er sich mit großem Eifer ein; lange Zeit leitete er selbst ihren theologischen Unterricht. Seinen Diakonen verschaffte er eigene Wohnungen, und auch für seine Familie sorgte er als rechter Hausvater.

Am 5. Januar 1547 abends zwischen 7 und 8 Uhr starb er. Seine letzten Worte waren: „Ave, domine Jesu.“ „Gegrüßet seist du, o Jesu.“

* * *

Zur Zeit des Johann Heß steht unsere Pfarrkirche auf der Höhe ihres Glanzes und ihrer Macht. Überblicken wir die ersten 300 Jahre ihres Bestehens, so können wir sagen, daß sie als rechte Stadtpfarrkirche zu allen Zeiten innigen Anteil an den Geschicken der Breslauer Bürgerschaft genommen hat. In ihrem Leben spiegeln sich fast alle größeren Ereignisse der Breslauer Stadtgeschichte wider. Mit der Bürgerschaft steigt sie aus kleinen bescheidenen Anfängen zu Ansehen und Größe empor. Zwischen dem armseligen Holzfirchlein des Jahres 1226 und dem stolzen Gotteshaus des schlesischen Reformators Johann Heß bestehen fast gar keine Ähnlichkeiten mehr. Drei Jahrhunderte Breslauer Stadtgeschichte haben diese Veränderungen bewirkt. Die nächsten vier Jahrhunderte sind erfüllt von neuen Kämpfen, neuem religiösen Leben, neuer kirchlicher Arbeit.

Still und steinern ragt sie in das Leben und Streben der Menschen hinein, wie ein gewaltiger Ausdruck des evangelischen Gottesgedankens. Wir, als ihr jüngstes Geschlecht, stehen in ihrem 700. Geburtsjahre voll Scheu vor ihr und hoffen, daß sie noch lange an ihrem Platze bleiben wird.

¹⁾ Konrad, a. a. O. S. 71. Eine Mark hatte damals 32 Groschen, der Groschen entsprach dem Geldwert unserer heutigen Mark.

Baugeschichte der Maria-Magdalenen-Kirche

Von Dr.-Ing. Werner Güttel-Breslau

Nur wenig abseits von den Hauptverkehrsstraßen und von hohen Geschäfts- und Mietshäusern in geringem Abstand umgeben, aber immer noch alles überragend, so steht in machtvoll großer Gestalt die Maria-Magdalenen-Kirche im Zentrum der Stadt, Ehrfurcht gebietend als ein Mal der seelischen Eigenart eines bürgerlichen Gemeinwesens.

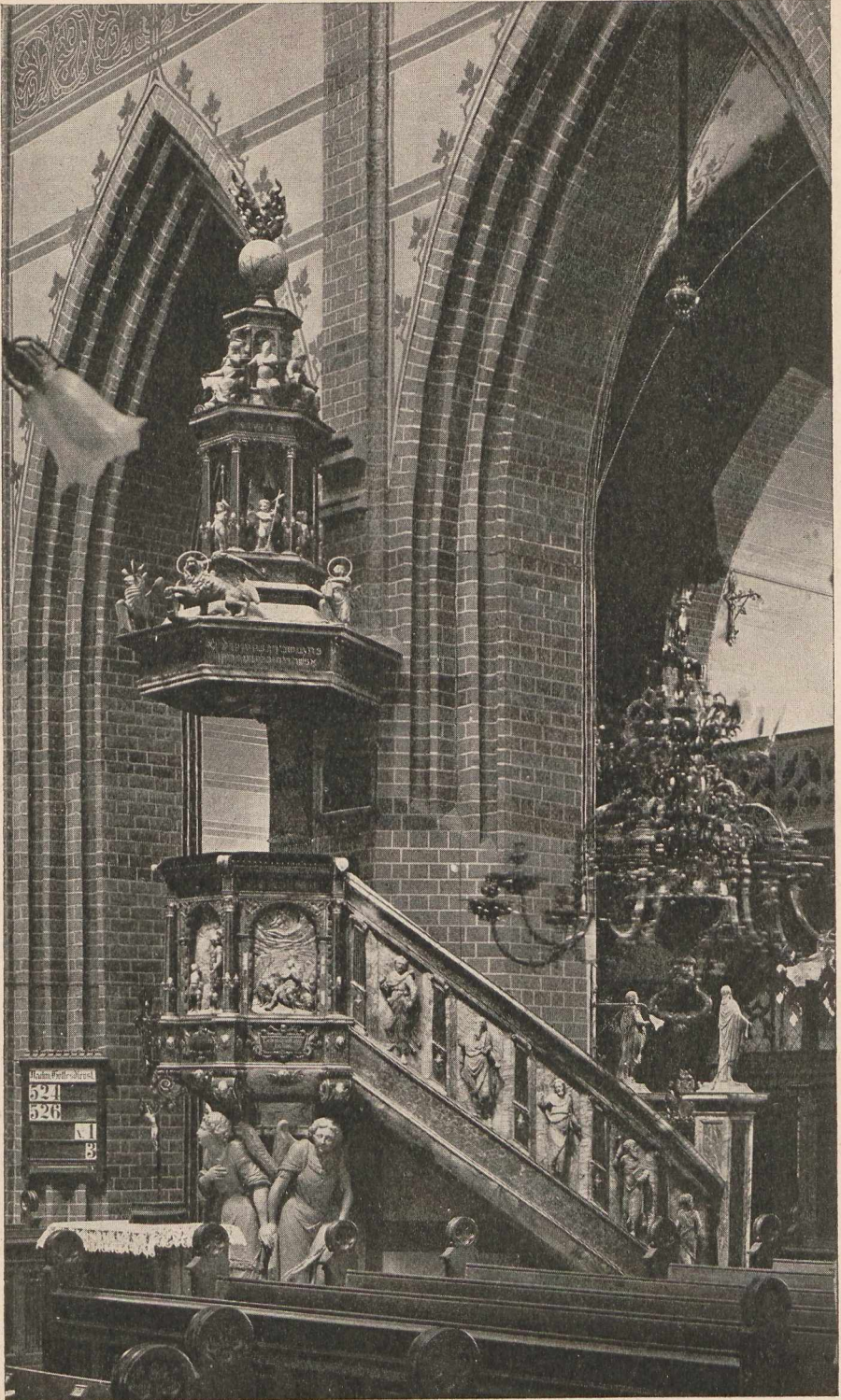
700 Jahre sind vergangen, seit diese Stätte der Predigt geweiht wurde. Eine lange Zeit; und doch mag mancher glauben, der dieses heute so übersichtlich klar und einfach geformte Bauwerk erblickt, daß wenige Daten, dazu einige Worte genügen müßten, die Baugeschichte dieser Kirche wiederzugeben. Aber was sollen Zahlen, die nur totes Wissen geben? Was soll die Erwähnung von Ereignissen, wenn uns die treibenden Kräfte des Wollens und des Geschehens unbekannt bleiben?

Es ist die Erkenntnis, die wir suchen, des künstlerisch-geistigen Wollens und der fördernden und hemmenden äußeren Bedingungen, unter denen sich die Individualität des Werkes zu seiner heutigen Gestalt bildete. Und mehr noch — einem alten Bauwerk näher zu kommen, heißt, ein hinterlassenes Bekenntnis entgegenzunehmen. Es ist die Lebensbeichte vergangener Zeiten und Menschen, die sich darin offenbart. Die Kirche ist der Spiegel alles dessen: des Lebens, aus dem sie entstand und für das sie gedacht war. Und sie ist der miterlebende Zeuge; im Glanze, wenn die Sonne strahlt, leidend, wenn die Elemente toben. So haben Menschenwille und Menschengeschick der Magdalenenkirche ihren Charakter geprägt. Sein und Gestalt der Vergangenheit stehen, zur Einheit verbunden, vor uns als steinernes Denkmal.

* * *

Wer die Magdalenenkirche in ihrer einfachen Gesamtform mit einem flüchtigen Blick umfaßt, dem mag sie zunächst als ein Bauwerk erscheinen, das nach einem Plan und von einem Baumeister geschaffen sei. Aber bei näherer Betrachtung, bei dem Vergleich einzelner Bauteile und ihrer Formenbildung gibt sich das Wirken mehrerer Meister zu erkennen, von denen jeder seine eigenen Gedanken ausgeführt und deren letzter schließlich alles zu der heutigen großen Gesamterscheinung gestaltet hat.

Gehen wir in unserer Betrachtung noch weiter. Nehmen wir alte Zeichnungen und Stiche, Urkunden und Chroniken zu Hilfe, dann erfahren wir mit Überraschung von den vielen Änderungen, die dieses Bauwerk erlebt hat, und in welch' verschiedenartigem Aussehen es sich einst den Menschen früherer Zeiten darbot. Ja, aus der Chronik des Sandstiftes erhalten wir außerdem



Kanzel, 1581 von Friedr. Groß

Kenntnis von einer noch älteren Kirche, einem Vorläufer des heutigen Baues. Es ist nur der Name, die Existenz dieser älteren Magdalenenkirche, die uns verbürgt ist, sowie der Anlaß ihrer Erbauung.

Im Jahre 1226 hatte Bischof Lorenz den neu zugezogenen Dominikanern die bisherige Pfarrkirche zu St. Adalbert zugewiesen, aber ohne ihnen die Seelsorge zu überlassen. Damit ergab sich die Notwendigkeit zum Bau einer neuen Pfarrkirche für die Gemeinde, und da deren Siedlung sich nach Westen ausgedehnt hatte, dem Zuge eines alten Handelsweges — der heutigen Albrechtstraße — folgend, so ergab sich damit auch die Wahl des Bauplatzes. Hierbei ist zu bemerken, daß sich die Lage der Siedlung und der Kirche auch aus der Geländegestaltung ergab. Noch heute läßt sich feststellen, wie das Gelände nördlich der Albrechtstraße und südlich der Magdalenenkirche abfällt. Die erst 1241 geschaffene Stadtanlage mit dem Ring und seinen angrenzenden Straßen bestand damals noch nicht.

Nach der erwähnten Nachricht aus der Chronik des Sandstiftes ist anzunehmen, daß die Erbauung der älteren Magdalenenkirche 1226 begonnen wurde. Daß der Bau schon früher bestanden hätte, ist unwahrscheinlich. Grünhagen, der diese Frage gründlich untersucht hat, hat zugleich die Daten eines früheren Bestehens der Magdalenenparochie — 1205 und 1213 — als willkürliche Chronistenerfindung nachgewiesen.

Über die Gestalt der Kirche ist nichts überliefert. Vielleicht ist dieses ältere Bauwerk wie die übrige Siedlung im Jahre 1241 bei dem Einfall der Mongolen der Vernichtung verfallen.

* * *

Bleiben die Anfänge der Magdalenenkirche noch sehr in Dunkel gehüllt, so läßt sich für das zweite Bauwerk, das anscheinend zugleich mit dem Wiederaufbau und der Neugründung der Stadt nach 1241 begonnen wurde, bereits ein annähernd deutliches Bild geben.

Da ein solcher Versuch noch nicht unternommen ist, bedarf es einer genaueren Untersuchung des heutigen Bauwerks, in dem noch einige Reste vorhanden sind.

1. Die Hallenkirche des 13. Jahrhunderts.

Die sicherste Auskunft gibt hier, wie stets bei alten Bauwerken, der Baubefund, den das Bauwerk selbst liefert; denn Schrift- und Literaturangaben sind häufig unklar und werden daher auch oft falsch gedeutet. Für die Baugeschichte sind sie nur Quellen zweiter Ordnung. Vor dem Bauwerk selbst verflingt jede übertreibende Phrase der Chronikisten; hier stehen wir vor Tatsachen, oder wie man sagt „die Steine reden“.

So ergeben sich zunächst aus genauerer Betrachtung des Grundrisses wesentliche baugeschichtliche Feststellungen, Tatsachen, von denen wir — wie so häufig — keine schriftlichen Überlieferungen besitzen.

Als erstes ist hier die geometrische Unregelmäßigkeit der Turmanlage auffällig, dem Auge im Raum sonst kaum fühlbar. Diese Unregelmäßigkeit ist um so mehr zu beachten, als Bauten des 14. Jahrhunderts in Breslau sonst

durchaus winklig ausgerichtet sind. Entstannt die Turmanlage daher noch dem 13. Jahrhundert? Diese Vermutung wird zur Wahrscheinlichkeit durch weitere Beobachtungen.

Betrachten wir die Ostmauer des Südturmes von dem Gewölbeboden des südlichen Seitenschiffes aus, so läßt sich nicht nur ein anderes Ziegelmaterial erkennen, als das sonst bei der Kirche verwendete, es zeigen sich außerdem Spuren eines Brandes, der die östliche Turmmauer von außen her bedroht hat. Wir sehen ferner, daß diese Reste eines alten Turmes nur bis zu wenigen Metern über dem unteren Turmgeschoß erhalten sind. Und bemerkt sei noch, daß bis vor kurzer Zeit an der nördlichen Innenwand des 2. Turmgeschosses ein weitgespannter Wölbbogen sichtbar war, dessen Vorhandensein mit der heutigen Kirche keinen erklärbaren Zusammenhang bietet. Nehmen wir noch hinzu, daß die südlich an den Turm angefügte Wendeltreppe bei der Erbauung des unteren Turmgeschosses noch nicht vorhanden war, so dürfen wir aus allen diesen Betrachtungen unsere anfängliche Vermutung gewiß zu der Behauptung formen:

Die Turmanlage der Magdalenenkirche ist in ihren unteren Teilen ein Fragment der wahrscheinlich Mitte des 13. Jahrhunderts errichteten und später durch Brand zerstörten Kirche.

Vielleicht lassen sich einige stilistische Gestaltungen im Inneren der unteren Turmgeschosse in gleicher Weise deuten: die Formen der Eckdienste mit ihren Kapitälern. Daß auch später noch Änderungen vorgenommen sind, mag sich aus einer Rippe des Südturmes ergeben, die aus gewöhnlichen Ziegeln und nicht aus Profilsteinen gebildet ist; also eine Flickarbeit nach irgendwelcher Zerstörung.

Werfen wir nun einen Blick auf den gesamten Grundplan der Kirche. Auch hier zeigt sich eine Unregelmäßigkeit. Deutlich scheiden sich zwei verschiedene Bauwerke, das Langhaus der Gemeinde und der Chorraum. Der ältere Teil ist das Langhaus; der Chor ist erst im 14. Jahrhundert angefügt. Dies erweist sich aus der technisch genau zu erkennenden Baugrenze, aus der verschiedenartigen architektonischen Gestaltung, sowie aus der Unregelmäßigkeit des östlichen Langhaus-Abschlusses, den ein Baumeister des 14. Jahrhunderts vermieden hätte.

Bei der großen umgestaltenden Restaurierung des Kirchenraumes in den Jahren 1888 bis 1890 sind bedauerlicher Weise zwei bis dahin erhaltene Reste des älteren Kirchenbauwerks entfernt worden, leider auch ohne Aufbewahrung dieser Fragmente durch zeichnerische oder photographische Aufnahme. Und doch waren sie von großer baugeschichtlicher Wichtigkeit. Es waren Achteckvorlagen an dem dritten inneren Pfeilerpaar (von Osten), ähnlich den nur noch konsolartigen Resten im Lang- und Querhause der Adalbertkirche und den Wandpfeilern im Chor der Bartholomäuskrypta der Kreuzkirche. An diesen Pfeilervorlagen waren Rippenansätze zu erblicken, die als Reste eines älteren Gewölbes zu deuten sind, und zwar jenes niedrigeren Gewölbes, das die Kirche im 13. Jahrhundert erhalten hatte und das im 14. Jahrhundert bei dem großen Umbau beseitigt wurde. Wären sie nicht achtlos entfernt worden, so würden wir selbst heute noch Höhe und Gestalt des früheren Kirchenraumes wiederherstellen können. Nur zwei photographische Aufnahmen des gesamten Innenraumes der Kirche, kurz vor 1888 von Heinrich Götz angefertigt, geben uns noch eine Kenntnis von jenen Resten. Immerhin genügen

sie, um den gesamten Grundplan und Aufbau der Kirche mit der engen Pfeilerstellung verständlich werden zu lassen: Die Form der Arkadenpfeiler mag im 14. Jahrhundert geändert sein, aber ihre Anordnung ist die gleiche geblieben. Ferner gibt die Art, in der die genannten Rippen den Pfeilern angefügt waren, eine Vorstellung von der Überwölbung, die in rechteckigen Querjochen mit Zwischengurten gedacht werden muß.

So gewinnt unsere Vorstellung von der einstigen Kirche des 13. Jahrhunderts eine wesentliche Ergänzung.

Da sich auch die Anlage und jedenfalls teilweise Ausführung des Turmpaares bestimmen ließ, so wird das Langhaus, das nur im Mittelschiff noch die genannten Pfeilerreste besaß, im 13. Jahrhundert auch schon dreischiffig bestanden haben. Die geringe Höhe der entfernten Rippenansätze gibt dazu den Beweis, daß der Kirchenraum in allen drei Schiffen Gewölbe von gleicher Höhe besaß, daß diese Kirche also eine Hallenkirche war. Wie der Chorbau damals gestaltet war läßt sich nicht mehr bestimmen; der heutige Chor entstammt dem 14. Jahrhundert.

2. Die Basilika des 14. Jahrhunderts.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erfuhr die Magdalenenkirche einen großen, völlig umgestaltenden Neubau. Die Beweggründe zu diesem Bauvorhaben sind nicht bekannt. Vielleicht darf eine Zerstörung der Kirche durch einen der großen Stadtbrände 1341, 1342 oder 1344 vermutet und darin ein Anlaß erblickt werden; vielleicht bestand auch ein Bedürfnis oder der Wunsch der Bürger, das Gotteshaus in erweiterter Form und in äußerlich mächtigerer Erscheinung zu gestalten. Auch war es nicht möglich, an das alte Bauwerk Maß- oder Begräbnis-Kapellen anzubauen, wie es um diese Zeit mehr und mehr üblich wurde. Die niedrige Hallenkirche wäre dadurch vollständig verdunkelt worden.

Eine urkundliche, klare Antwort auf diese Frage besitzen wir nicht. Wohl aber geben uns die Bauformen einen deutlichen Hinweis, daß dieser gewaltige Neubau im 14. Jahrhundert begonnen ist. Sie werden bestätigt durch einige Nachrichten jener Zeit.

So wird der Magdalenenkirche am 12. Juli 1342 ein von 12 Bischöfen unterzeichneter Ablassbrief in Avignon ausgestellt. Ferner legen die Kirchenväter 1346 ein Kapital bei der Stadt an, dessen Zinsen (10 Prozent) zur Kirchenfabrik bestimmt werden, d. h. für Bauausgaben. 1358 wird eine große Glocke, 1366 eine zweite beschafft; 1359 wird ein Darlehen zum Bau erworben. Im gleichen Jahre wird ein Bauvertrag abgeschlossen mit dem Maurermeister Pesche, der 1362 auch den Umbau des Langhauses der Domkirche in Auftrag bekommt:

„An dem suntage vor Epyph. dni ist vordingit meyster peschen die kirche ezu ste Marien-Magd. also, daz man im geben sal von dem ouen (Ziegelofen) VII m, von der ele wengir (für eine Elle Seitenpfosten), pfosten und kapfims eyn scot, von der formen dry mark, von dem antwange (Rippenanfänger, Konsole) eyne mark.“

1360 wird ein Nebenaltar (Catharinae und Annae) gestiftet; es ist die früheste neue Altarstiftung, die bekannt ist. Der Kaiser Karl IV. selbst, der

Breslau seit 1335 als Erbherzogtum besaß, schenkt kostbare Reliquien, und Bischof Przesiclaus gibt der Magdalenen-Kirche 1363 einen Ablassbrief für diejenigen, welche diese Reliquien dort aussuchen und hilfreiche Hand leisten. Im gleichen Jahre erhält die Kirche vier Zinsschenkungen zum Bau. 1364 nehmen die Kirchenväter von neuem verzinsliche Darlehen auf, und 1365 überweisen die städtischen Konsuln die Zinsen eines Kapitals für die beiden Pfarrkirchen, Magdalenen und Elisabeth.

Aus allen diesen Nachrichten erweist sich die Größe des Bauunternehmens. Die eigenen Mittel reichten nicht aus; helfend traten der Kaiser und die Stadt und nicht zum mindesten die Bürger hinzu, das Werk zu vollenden. Die Mitteilungen der folgenden Jahre sowie der Beginn der Kapellenbauten geben ein neues Bild; sie zeigen die Vollendung an.

Um eine Vorstellung von dem Werke, das nun entstanden war, zu erhalten und es in seiner Größe und künstlerischen Leistung würdigen zu können, bedarf es wieder einer genaueren Betrachtung der Kirche.

* * *

Es ist bereits bemerkt, daß die Grundrißanlage der Türme und des Langhauses schon im 13. Jahrhundert geschaffen war, und daß einzelne Reste des alten Aufbaues noch zu bestimmen sind. Wir sehen aber, daß die Formen der Architektur fast ausnahmslos den Stilcharakter des 14. Jahrhunderts zeigen. Es ist also ein fast völliger Neubau, der nun entstanden war.

Technische Untersuchungen am Bauwerk zeigen, daß dieser Neubau in einzelnen Bauabschnitten vorgenommen wurde. So erweist sich der architektonisch besonders gestaltete Chor in seiner unteren Hälfte, den weitgespannten Arkaden und den dreikappigen Springgewölben seiner Seitenschiffe als ein Anbau an das Langhaus. Dies sei besonders betont, da er noch in der neuesten Literatur als älterer Bauteil angegeben wird.

In den Hochwänden der Kirche zeigt sich dagegen eine andere Baufolge. Hier ist zunächst der Chor in seiner heutigen Höhe ausgeführt; dann erst ist die übrige Kirche — das Langhaus — zu gleicher Höhe gebracht. Eine dieser beiden letztgenannten Überhöhungen werden wir als das 1359 begonnene Werk des Meisters Peshke ansehen dürfen.

Gleichzeitig mit dem letzten Bauvorhaben sind anscheinend auch die Turmförper erhöht worden; zunächst der Südturm, während die Vollendung des Nordturmes noch längere Zeit in Anspruch nahm. In archivalischen Nachrichten findet sich dies bestätigt; dort wird 1495 von dem „großen Turm“ gesprochen. Auch finden sich am Hauptgesims des Südturmes die gleichen Steinmezzeichen wie an den unteren Stufen der Wendeltreppe des Nordturmes, was also auf einen späteren Ausbau des letzteren deutet.

* * *

So war die Magdalenenkirche also zu einer Basilika mit teilweise vollendeten Türmen geworden. Die Kapellen wurden erst nach und nach angefügt, so daß zunächst noch die stark hervortretenden Strebepfeiler alle sichtbar waren und dem Bauwerk einen gewaltigen Formenrhythmus gaben. Diese Wirkung wurde noch gesteigert durch eine klare Betonung der Basilika als Grundform.

Das ziegelsteinerne Dachgesims der Seitenschiffe war in seiner ganzen Form und Länge mit einem starken Kalkauftrag geweißt worden, wodurch es sich von dem übrigen Mauerwerk und dem Dach hell und leuchtend abzeichnete. Das läßt sich heute noch deutlich erkennen. Für das Hauptgesims des Mittelschiffes darf eine gleiche Betonung vermutet werden. Der Nachweis ist hier nicht mehr zu liefern infolge neuzeitlicher Änderungen. Bemerkenswert sei deshalb, daß z. B. auch bei dem im 14. Jahrhundert erbauten Querhaus der Kreuzkirche eine ähnliche Gesimsbehandlung vorhanden war. Dort sind noch Fragmente eines ursprünglich weißen Griesbandes mit einem gemalten roten Vierpaßmuster sichtbar, durch das Alter aber fast völlig geschwärzt. ¹⁾

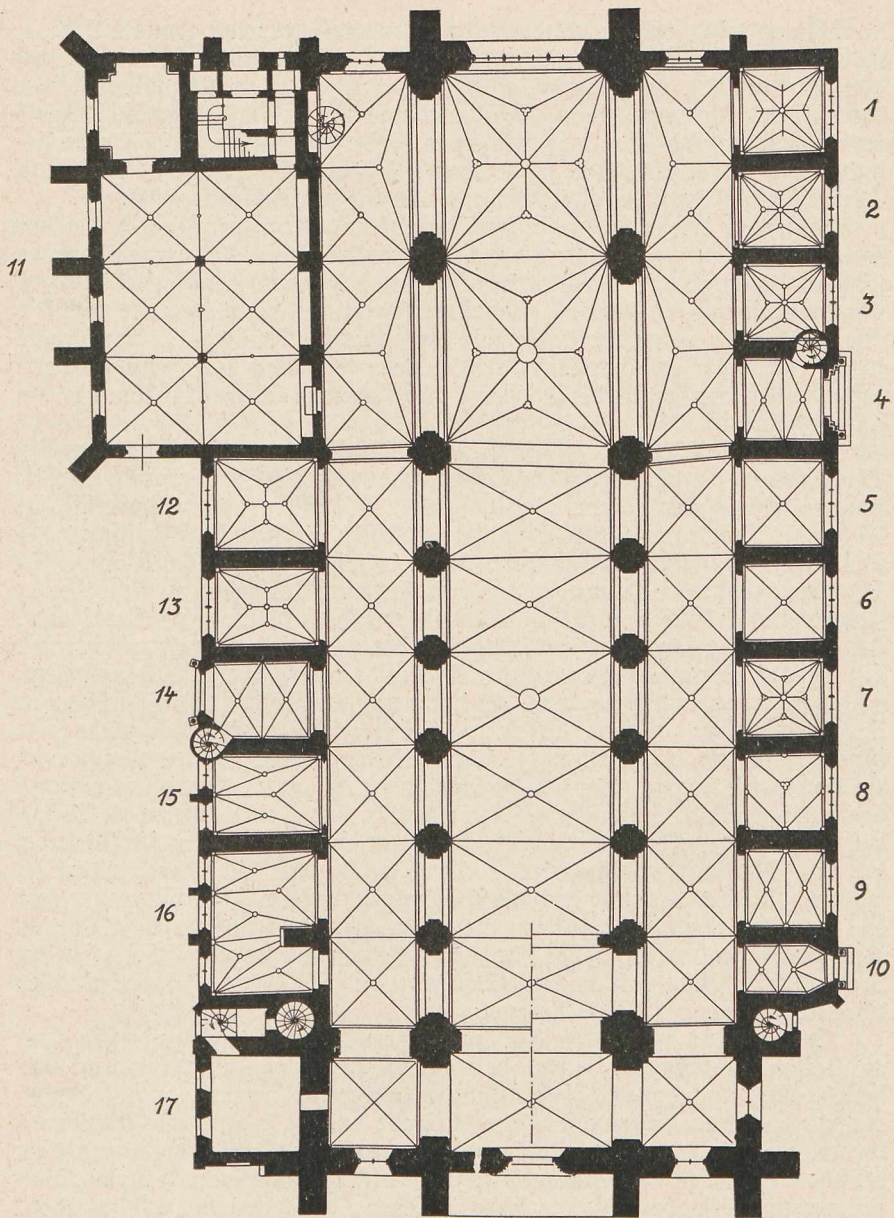
Betrachten wir nun den Innenraum der Kirche in seiner damals neuen Erscheinung. Abgesehen von den wenige Zeit später angefügten Kapellen und der neuzeitlichen Ausmalung ist es der gleiche Raum wie heute. Er zeigt mit der Elisabethkirche eine starke Ähnlichkeit. Beide Bauwerke nehmen zu den übrigen gotischen Kirchen der Stadt eine Sonderstellung ein. Beide sind als Basilika erbaut, d. h. mit erhöhtem Mittelschiff. Dieser eigentlich ältere Baugedanke, der um diese Zeit auch anderenorts wieder auflebte, besonders in den nord- und nordostdeutschen Hansestädten und ihrem Kulturkreise, dieser Baugedanke gibt den beiden genannten Kirchenräumen ihre große Erscheinung. Aber in beiden Kirchen ist zugleich ein weiterer Gedanke zur Ausführung gebracht, den ihre Verwandten im Norden und Nordosten nicht in solcher Deutlichkeit hervortreten lassen wie hier.

Wenn man das Wesentliche im Ausdruck gotischer Baukunst als Bewegungsdynamik bezeichnet und sagt, daß im optischen Bild gotischer Werke Bewegungsindrücke vermittelt werden, die zu höchster Spannung in der Höhen- und Tiefenbewegung gesteigert sind, so finden wir dieses auch bei der Magdalenen- und Elisabethkirche in den gewaltigen Höhen und in dem Rhythmus der Pfeilerfolge. Besondere Beachtung verdient daneben aber die Behandlung der Wandflächen. Hier finden wir einen Baugedanken zum Ausdruck gebracht, dessen straffe Durchführung nur in der schlesischen Gotik versucht wurde. Man hat gerade diesen Versuch bisher stets als eine Gotik minderer Gattung bezeichnet. Mir scheint, daß der Trieb zu diesem Architekturwillen, sein tieferer Inhalt, noch nicht klar genug erfaßt ist. Es sei hier deshalb nicht ein — wenn auch — allgemeines Qualitätsurteil nachgesprochen; es sei hier statt dessen versucht, einem Streben gerecht zu werden, das gewiß schon an sich höher zu werten ist als ein Nachbilden anerkannter Leistungen.

Die eigentliche Gotik hatte das Äußere einer Kirche in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Inneren gebildet. Die konstruktiven Teile traten außen wie innen in gleicher Sichtbarkeit hervor; und diese besondere Betonung des konstruktiven Skelettes war so stark, daß die Wände, soweit sie nicht in Fenster aufgelöst waren, nur als Füllwerk erschienen. So verloren die Wände den Eindruck selbständiger Körper; sie wurden körperlos. Ihre Aufgabe bestand in der Begrenzung eines Raumes, aber sie bildeten nicht selbst diesen Raum.

Dies gibt sich am deutlichsten aus der gotischen Raum- und Glasmalerei zu erkennen. Man bemalte die Wände nicht mehr mit Quadern oder Schichten wie in romanischer Zeit. Statt dessen finden sich sprießende seltsame

¹⁾ Mit der Magdalenenkirche gleichartig ist es an der Dorotheenkirche.



Grundriß (heutiger Zustand)

Ranken und visionenhaft und doch in konstanter Sichtbarkeit gemalte Heilige, die aus den Flächen erscheinen. Ebenso ist auch der plastische Zierat an Konsolen usw. gedacht. Ein Kopf neigt sich wie zufällig aus der Wand hervor, um über sich eine Rippe zu tragen, lächelnd oder von einer Sorge oder Leidenschaft verzerrt. Gute und böse Geister scheinen hinter der Fläche zu wohnen. Irdisches und Überfönnliches liegt schlummernd dahinter verborgen. Die Wand aber ist die Sphäre alles dieses Lebens und dieser Erscheinungen¹⁾.

Es ist klar, daß in einem solchen Raum die konstruktiven Teile das allein körperhaft Bestehende darstellten, und daß bei der fortschreitenden Entwicklung des gotischen Raingedankens alle starren Elemente als störend empfunden wurden.

Zwei Lösungen dieser Aufgabe haben die gotischen Baumeister versucht. Die eine brachte die in der Kunstgeschichte als „deutsche Sondergotik“ bezeichnete große Gattung kirchlicher Bauwerke hervor, die eine entsprechende Umgestaltung der konstruktiven Teile im einzelnen und des Raumes im ganzen zeigen.

Die andere Lösung, die speziell in Schlesien ausgeführt worden ist, führte zu einer größtmöglichen Verminderung der konstruktiven Erscheinungen. Dies findet sich am ausgeprägtesten in der Breslauer Elisabethkirche, bei der die Wände des Mittelschiffes nicht mehr füllend zwischen aufsteigendes Pfeilerwerk gespannt sind, sondern deren unfasßbar große Wandflächen für sich allein bestehen und nur noch durch stäbchenhafte Vorlagen eine bescheidene, fast zeichnerisch-strichförmige Andeutung einer Flächenteilung erhalten haben. Den Pfeilern ist somit der letzte Rest sichtbarer, baulicher Kraft genommen.

Bei der Magdalenenkirche ist das Pfeilerwerk so flach an die Wand gelegt, wie es nicht weiter möglich war. Es tritt nur einen halben Stein stark hervor. Auch die Arkaden zwischen Mittel- und Seitenschiffen wirken nicht mehr ihrer Natur gemäß als Konstruktion, d. h. als Pfeiler und Bogen, welche über sich die Hochwand tragen. Sie sind gleichfalls der gesamten Flächigkeit entsprechend umgestaltet. Sie erscheinen nur noch als Ausschnitte, welche die Mittelschiffwand zu den Seitenschiffen öffnen. So erklärt sich auch ihre Profilierung, die ohne die sonstigen körperhaften Runddienste oder Säulchen gebildet ist, sondern die aus Abfasungen oder Kehlungen besteht. Im Chorraum sind die Gewölberippen auf Konsolen aufgesetzt, die in ihren Formen auch nicht mehr als tragend wirken. Die Rippen erscheinen wie abgeschnitten. In den Seitenschiffen findet sich die letzte Konsequenz: Die Gewölberippen wachsen unmittelbar aus der Wand heraus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese äußerlichen Erscheinungsformen eines architektonischen Willens einem besonderen Empfinden zum Ausdruck verhelfen sollten; ich habe das bereits an der gotischen Raummalerei und Raumpplastik zu erläutern versucht. Ihre Aufgabe bestand darin, eine trennende, körperlose Welt zu schaffen zwischen der geweihten Stätte Gottes und der irdischen Welt. Hier sollte sich der Mensch der Alltäglichkeit entrückt fühlen. Verheißung und Offenbarung eines höheren Lebens sollten ihm hier zuteil werden!

¹⁾ Eine Parallele zeigt sich in der gotischen Tafelmalerei. Es ist kein Zufall, wenn die dargestellten Heiligen dort vor einen neutralen Goldgrund gesetzt sind. Die Darstellung in einer Naturumgebung, d. h. in einer körperhaften Welt, gehört einer späteren Geistesrichtung an.

Schauen wir uns nun in der Magdalenenkirche um, so ergibt sich die Frage, ob die jetzige Ausmalung den Gedanken ihrer gotischen Erbauer entspricht, und diese Frage muß insbesondere für das Langhaus verneint werden. Ganz abgesehen von der Farbenwahl ist die ausgeführte Idee eines breiten horizontalen Teppichs, ferner die Zeichnung einer Bogenstellung und dergleichen als widerspruchsvoll und darum als verfehlt anzusehen.

Alte gotische Malerei ist bei einer Untersuchung im Jahre 1888 leider nur in wenigen Resten gefunden worden. Doch ließ sich überall feststellen, daß nur die Pfeiler und Gewölberippen im Rohbau gelassen waren, während die Wand- und Wölbflächen Verputz zeigten, der zur Aufnahme von Malerei diente. Die Rippen und Schildwände waren durch grüne Linien eingefast; in der Leibungsfläche des Triumphbogens (zwischen Chor und Langhaus) und an den Scheidewänden einzelner Kapellen fand sich auch figürliche Bemalung.

Die Malerei des Triumphbogens ist 1880 bis 1890 aufgefrischt und teilweise ergänzt worden. Sie zeigt in 14 Medaillonbildern Maria Magdalena, Andreas, sowie Patriarchen, Könige und Propheten. Das dabei befindliche Wappen des Petrus Kristan, der von 1439 bis 1454 Rats Herr in Breslau war, gibt uns die Entstehungszeit an. Ferner ist noch an der Ostwand der Barbierkapelle (Nr. 9 im Grundriß) ein Teil der Wandbemalung erneuert. Hier ist der Besuch Marias bei der heiligen Elisabeth zur Darstellung gebracht.

Weitere Malereien bezeugt ein Pergament von 1725, das sich in der Alabafterkugel über dem Kanzeldeckel fand. Darin findet sich folgende Nachricht:

„Anno 1541 ist die Kirche gleichfalls renoviret worden, deswegen diese Jahrzahl an dem großen innersten mittelsten Bogen in der Kirche am Gewölbe oben an nebst der damaligen Herren Vorsteher Wappen ausgemahlet zu sehen gewesen. Ingleichen stand an der Mauer in einem Felde der Kanzel gleich über oben unter den Fenster des hohen Gewölbes die Jahrzahl 1512 mit der Schrift: Den Abend Hedwig (= am Abend des 15. Okt.), bey welcher Jahrzahl und Schrift auch ehemals zwei Sähnlein gestekt haben, so einmahl beim Städtlein Candt sollen erobert worden seyn, welches in des Hrn. Pollionis Tagebuch weitläuffiger erkläret wird. Mehr war auch das ganze Feld über der Almosenthür (unten im nördlichen Turm) bis zum Gewölbe hinauf am Winkel, in welches die 6 gutten Werke, so der Herr Christus in dem allgemeinen jüngsten Gerichtsprozeß nach dem 25. Cap. St. Matth. rühmen wird, und zwar jedes in einer absonderlichen Tafel, zum obersten aber das ganze jüngste Gerichte, da denn zur Rechten die Frommen, zur Linken die Gottlosen gestellet, der Teufel aber einen Menschen, so eine hohe Krone auf dem Kopfe hatte, auf einer Radber voran in die Hölle führte, gemahlet waren, ausgelöscht und überweißt.“

3. Kapellen und Nebenräume.

Der Vollendung der Kirche folgte unmittelbar eine neue rege Bautätigkeit, dieses Mal von privaten Stiftern, Zünften oder einzelnen Familien ausgehend, welche sich eigene Meß- und Begräbniskapellen errichten ließen.

In den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende entstand ein Kapellenbau nach dem anderen, so daß sich schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts die Reihen der Kapellen nördlich und südlich der Kirche geschlossen hatten. In einem einheitlichen Architekturwillen waren sie alle in gleicher Eile errichtet und mit einem gemeinsamen Pultdach überdeckt worden; nur wenige hatten als besondere äußere Zier einen Giebel erhalten.

Etwas persönlicheren Charakter erhielten sie dagegen im Inneren durch die Verschiedenartigkeit der Gewölbebildungen und ihren plastischen Schmuck an Schlußsteinen und Konsolen. Hier sind zuweilen kleine Aufgaben mit großer Liebe behandelt. Bald waren sie auch mit zahlreichen Altären ausgestattet und mit buntverglasten Fenstern oder farbiger Wandbemalung geschmückt. Ein edler Wettstreit unter den Besitzern war entstanden; sie taten mehr als die übernommene Pflicht der Instandhaltung, „mit ihren Nachkömmlingen diese Capellen zu haben und zu bessern, wo es noth sein wird“.

1. Die Kürschner- oder Taufkapelle (siehe Grundriß). Schon ehe die Kürschner am 14. Juli 1400 den Bau der heutigen Kapelle beschloßen, bestand hier ein älterer Kapellenbau, eine Stiftung des Matthias Toft vom Jahre 1379. In den Jahren 1402 bis 1404 erfolgte der Neubau auf Kosten der Kürschnerinnung durch die Meister Peter Tryppinmacher, Niclas Winter und P. Tryppinmachers Schwager für 30 Mark-Groschen. Blei, Eisen, Glas und Holz war ihnen von der Innung geliefert worden. 1404 wurde die mit einem Sterngewölbe überdeckte Kapelle geweiht; 1406 der Kapellenraum durch ein Gitter zur Kirche geschlossen. 1463 wird ein Taufstein als in der Kapelle vorhanden erwähnt. Er wurde entfernt, nachdem ein neuer Taufstein, ein Werk des Renaissance-meisters Friedrich Groß, 1576 im nördlichen Chorseiten-schiff aufgestellt war.

2. Die Schneiderkapelle war im Jahre 1402 bereits vorhanden; denn nach dem Baubefund ist der damals errichtete Neubau der Kürschnerkapelle an diese angebaut worden. 1417 wird sie zum ersten Male urkundlich erwähnt. 1579 erfolgte eine ornamentale Ausmalung, und um 1700 erhielt sie ein schmiedeeisernes Gitter mit dem Zeichen der Schneider, einer von einem Engel gehaltenen Schere.

3. Die Kretschmerkapelle ist auf Grund ihrer Architekturformen etwa gleichzeitig mit der Schneiderkapelle erbaut. Sie wird aber gleichfalls erst später — 1414 — urkundlich genannt. Noch heute findet sich das Signum der Kretschmer in Gestalt von zwei gekreuzten Kühlelzern in den Glasmalereien des Fensters (1608) und am Schlußstein, von einem schwebenden Engel getragen (Anfang des 18. Jahrhunderts). Ehemals war es auch an dem nicht mehr vorhandenen gotischen Gestühl vor der Kapelle eingeschnitten.

4. Die Südvorhalle bildet mit der darüber befindlichen Kapelle einen zweigeschossigen Bau. Der obere Raum, der mit einem dreiteiligen Sterngewölbe überdeckt ist, wird schon 1383 als Kapelle des verstorbenen Peter Toft genannt. Da die Besitzer mehrfach wechselten, so hat sich der Name des oberen, eigentlichen Kapellenraumes ebenso oft geändert. Wir finden daher auch die Bezeichnungen Libing-, Frankenstein- und Lüttwitzkapelle. 1675 ging der ganze Bau in den Besitz der Kirchenväter über, die schon 1546 an Stelle einer bisherigen kleinen Pforte das schöne romanische Portal der 1529

abgebrochenen Dinzenz Kirche auf dem Elbing dem erweiterten Eingang als Zierde vorgefetzt hatten¹⁾.

Das kräftig gegliederte Säulenportal stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Es ist mit figürlichen Motiven, dekorativem Blatt- und Zickzackwerk reich ausgearbeitet. In der Archivolte zeigt sich eine Szenenfolge von der Verkündigung bis zur Taufe Christi; im inneren seitlichen Gewände erweckt das Motiv des Höllenrachsens besondere Aufmerksamkeit, da es auf nahe Beziehungen zur thüringisch-sächsischen Kunst weist. Das zum Portal gehörige Tympanon mit der Kreuzabnahme und dem Tod Mariä befindet sich heute im Kunstgewerbemuseum.

5. Die Bäckerkapelle wird zuerst 1423 genannt. Sie ist nur mit einem schlichten Kreuzgewölbe überdeckt. Glasmalereien von 1609 und 1660 zeigen das Innungszeichen. An der Außenseite befindet sich eine im 19. Jahrhundert vermauerte Sandsteinpforte von 1718.

6. Die Dompnigk-Kapelle ist ungefähr gleichzeitig mit der Bäckerkapelle erbaut. 1559 durften sich einige königliche Kammerräte mit Bewilligung des Rates und der Eigentümer vom Kirchhof aus eine Tür durchbrechen. Diese ist wie alle übrigen Kapellenpforten heute gleichfalls vermauert, doch ist ihr Sandsteingewände erhalten geblieben.

7. Die Rothesche Kapelle war nachweislich im Jahre 1400 vorhanden. Sie dürfte aber schon einige Jahrzehnte früher erbaut worden sein. Beachtenswert ist das Sterngewölbe mit dem plastischen Schmuck seiner Konsolen und Schlusssteine; an den letzteren finden sich eine Männer- und eine Frauenbüste in der noch vor 1400 üblichen bürgerlichen Tracht. Bis 1594 ist diese von Hannos Rothe gestiftete Kapelle im Besitz seiner Familie geblieben und darauf an die Familien Hannewald und Behm übergegangen. An der Außenseite erblicken wir das Sandsteingewände einer gotischen Pforte.

8. Die Goltberg- oder Schul-Kapelle wird 1420 als Eigentum des Dr. med. Joh. Goltberg genannt. Das ursprüngliche Gewölbe, das anscheinend aus zwei rechteckigen Kreuzgewölben bestand, ist nicht mehr vorhanden. Das heutige, halbtonnenähnliche Rippengewölbe hat seine eigenartige Gestalt in Rücksicht auf einen hohen gotischen Altarbau erhalten, wie auch zwei Nordkapellen des Domes. Vermutlich ist es bald nach 1483 eingefügt, als Lorenz Heugel die Kapelle erwarb; denn es ist mit dem Wappen seiner Familie geziert. Die vermauerte Außentür aus dem 16. Jahrhundert zeigt ebenfalls das Heugelsche Wappen.

9. Die Barbierkapelle ist erst 1472 namentlich nachweisbar. 1824 wurde sie wegen der Auflösung des Mittels an die Kirchenväter verkauft. Den Namen „Schulkapelle“ erhielt sie, weil sie später den Schülern des Magdalengymnasiums offen stand.

10. Die südwestliche Eingangshalle („kleine Türhalle“) ist — falls sie mit der 1364 gestifteten Beyerschen Kapelle identisch ist — eine der ältesten Kapellen²⁾. Als ein besonderes Schmuckstück besitzt sie an der Südseite

¹⁾ Vergl. Buchwald, Reste der Dinzenz Kirche auf d. Elbing (Schles. Vorzeit, Neue Folge I).

²⁾ Die Beschreibung der Schlusssteinwappen bei Luchs ist unrichtig.

ein kleines Renaissanceportal von 1578; in seinen wohl abgewogenen Verhältnissen und dem Entwurf seiner gut verteilten Flächenornamente zeugt es von dem Schaffen eines feinemphindenden Meisters.

11. Die Sakristei und Bibliothek. Die genaue Erbauungszeit dieses großen zweigeschossigen Anbaues ist nicht bekannt; doch wurde er zweifellos schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet. Abgesehen von zwei kleineren Nebenräumen an der Ostseite, von denen heute der eine als Taufkapelle, der andere als Treppenhaus dient, besteht dieser Bauteil aus je einem großen Raum im Erd- und Obergeschoß. In beiden Räumen werden die Kreuzgewölbe von Mittelsäulen getragen. Die unteren Säulen sind quadratisch und haben kleine Ecksäulen mit Laubkapitälen. Die Fensterlaibungen sind außen in ganzer Breite mit kräftig profilierten Sandsteinwangen eingefasst.

An Stelle des heutigen Flachdaches war ursprünglich ein hohes Satteldach errichtet worden, wie bei der Sakristei der Elisabethkirche. Ältere Stichtdarstellungen der Stadt geben davon eine bildhafte Vorstellung, und auch am Bauwerk selbst läßt sich die alte Dachneigung noch nachweisen, wo sie sich zwar nur in dem geringen Fragment einer nur einen halben Meter langen Anschlußlinie, aber dennoch deutlich, abzeichnet. Der von S. B. Werner 1728 gezeichnete bekannte Stich der Magdalenenkirche — ein Guckkastenbild jener Zeit — führt bereits ein flaches Dach vor.

Auch in anderer Weise war die Sakristei ursprünglich anders gestaltet als heute. So war der jetzt als Taufkapelle benutzte Nordostraum als offene Halle erbaut, wie es die Bach-Mühelschen Zeichnungen von 1826 noch zeigen. Im Jahre 1660 wurden die dort vorhandenen Stuckaturen vollendet. Diese Ausschmückung erfolgte gleichzeitig mit einer Umgestaltung des Obergeschosses, in dem sich eine bereits 1644 eingerichtete öffentliche Bibliothek befand. Auch die 1661 von Georg Rolke geschmiedete Wendeltreppe im nördlichen Chorseitenschiff wurde in diesem Zusammenhang als unmittelbarer Zugang vom Kirchenraum geschaffen. — Aus dem Zechenbuch der Maurer und Steinmehren ist zu ersehen, daß Matthes Biener, der spätere Breslauer Barockbaumeister, bei diesen Umbauten 1659 als Geselle sein Meisterjahr bei Friedrich Wolff absolvierte. Von der fertig eingerichteten Bibliothek besitzen wir ein Bild in dem 1668 von Nikolaus Häublein geschaffenen Titelstich zu Schöbels *Germanus Vratislaviae decor* (Kunstgew. Museum).

Die Anfänge zu der Magdalenenbibliothek waren schon über 200 Jahre früher geschaffen, besonders durch Vermächtnisse von Geistlichen. So legierte z. B. schon 1436 der Pleban Petrus Teschner seine auf Pergament geschriebenen Bücher. Auch der Reformator Johann Heß hat alle seine theologischen Bücher vermacht. Bis 1566 war der Bestand derartig vermehrt, daß durch einen Raterlaß ein besonderer Bibliothekar, der Schulkollege George Winkler, ernannt wurde. Schon 1601 erfolgte eine Neuordnung zum öffentlichen Gebrauch, und 1642—44 wurde sie nach einer alten Inschrift abermals neu eingerichtet und mit großer Feierlichkeit eröffnet; auch eine Medaille ließ man zu diesem Ereignis prägen (Kunstgewerbe-Museum). Im Inneren war sie einer besonderen Ausstattung gewürdigt worden. Davon zeugen noch die ehemals auf einer Schranke aufgestellten Figuren der „sieben

Weisen" (Kunstgewerbe-Museum), die nach Erich Wieses Feststellung 1643 von dem kurfürstlichen Wachsboffierer David Psolimar gefertigt waren¹⁾).

Es war keine Bibliothek in dem heute eng umgrenzten Sinne. Da es noch keine Museen gab, so wurden auch Kunstgegenstände, vor allem Malereien, Kupferstiche, Münzen und Medaillen, in die Sammlung aufgenommen, auch Architekturzeichnungen und selbst Naturalien. Um 1800 waren etwa 350 zum Teil recht gute Gemälde vorhanden. — Heute wird der Bibliotheksraum als Sitzungssaal benutzt.

12. Die Marien- oder Arzatkapelle wurde anscheinend auf Veranlassung des Rates und der Kirchengemeinde erbaut, die gemeinsam im Jahre 1383 einen Marienaltar stifteten. 1495 erteilten 15 Kardinäle und der Bischof Johannes von Breslau einen Ablassbrief auf 100 Tage zugunsten der Marienkapelle. Erst im 17. Jahrhundert wurde sie von der Familie Arzat erworben.

13. Die Richardsche oder Banksche Kapelle. Das Sterngewölbe dieser Kapelle gleicht dem der vorigen. Auch die plastische Behandlung der Konsolen und Schlußsteine ist in gleicher Art gebildet, so daß beide Kapellen zu gleicher Zeit entstanden sein werden. Somit dürfte die für die Richardsche Kapelle angenommene, ungewisse Jahreszahl 1365 als sehr fraglich bezeichnet werden. Eigentümlich ist der Schlußstein des Gewölbes, der einen homer ähnlichen Christuskopf zeigt (nicht das Monogramm IHS, wie sonst angegeben wird).

14. Die Schul- oder Proßendorff-Kapelle. Im Jahre 1375 wurden die Mittel zur Stiftung von den Lehrern und Schülern der Magdalensschule, von den Kaplänen des Altares corporis Christi und von den Kirchenvätern gemeinsam aufgebracht. Vermutlich ist schon damals die Einrichtung in einen unteren und oberen Kapellenraum erfolgt, wenn auch der obere erst 1445 ausdrücklich als „über der kleinen Tür“ gelegen bezeichnet wird. In späterer Zeit wurde der obere Raum vergrößert durch einen Durchbruch nach der Bankschen Kapelle. Eine 1651 errichtete Empore im Seitenschiff, der Proßendorffsche Chor, verband beide Kapellen von außen. Als die Kirchenväter 1697 die Banksche Kapelle zu vollem Eigentum erwarben, ließen sie bald darauf, 1720, eine neue Empore erbauen, und dazu die steinerne Wendeltreppe. Eine weitere Ausgestaltung erfolgte durch den Bau eines feinen, schlichten Barockgiebels, der jedoch dem Stillsinn eines radikalen Neugotikers im 19. Jahrhundert zum Opfer fiel. 1745 wurde dazu noch ein wirkungsvolles Barockportal mit flankierend vortretenden jonischen Säulen errichtet (ein Geschenk Friedrichs des Großen). Seine scharfkantigen Süllornamente sowie die Kapitäle sind in Gips geschnitten. Es sind keine Terrafotten, wie sonst zu lesen ist. Dafür sind u. a. auch die Flächen zu groß. Farbspuren lassen erkennen, daß diese Teile rot (!) angestrichen waren. Ob auch andere Farben verwendet sind, bleibt noch zu prüfen. Für die Gipsteile war ein Anstrich als Schutz notwendig. Daß auch Sandsteinportale jener Zeit farbig behandelt wurden, habe ich insbesondere bei der Elisabethkirche urkundlich nachweisen können. Auch für

¹⁾ Schles. Vorzeit, Neue Folge, Bd. 8, u. Schles. Monatshefte 1926, II.

die heute dunkelbraun gestrichenen geschnitzten Türen des Portales hat man sich eine farbige Darstellung zu machen.

15. Die Maler- oder Kreuzkapelle (auch Stengelkapelle). Die erste Stiftung zu einem Altar dieser Kapelle wird 1376 urkundlich genannt (Vermächtnis des Thilo Garncuger bzw. seiner Witwe). 1423 befand sich die Kapelle im gemeinsamen Besitz der Maler, Goldschläger und Tischler, die schon seit 1389 zusammen eine Innurg bildeten und denen sich 1528 noch die Glaser anschlossen. Die 1719 geschaffene Pforte zum Kirchhof ist spurlos beseitigt.

16. Die Goldschmiede- oder große Almosenkapelle. Obwohl die Kapelle nach der Art ihrer dreikappigen Gewölbe zeitlich der Malerkapelle nahesteht und auch das gleiche Rippenprofil wie die 1375 gestiftete Schulkapelle aufweist, ist doch die früheste Nachricht erst für das Jahr 1401 verbürgt. Die Glasmalereien von 1723 mit der Darstellung eines am Ambos arbeitenden Goldschmiedes und den Namen von vier Ältesten sind leider nicht mehr vorhanden. Der vortreffliche Altar von 1476 befindet sich im Kunstgewerbemuseum.

17. Die kleine Almosenkapelle. Außer der großen Almosenkapelle, in der die Austeilung einiger Legate erfolgte, bestand noch „die kleine oder gemeine Almosenkapelle“, ein Anbau an den Nordturm. Durch eine Balkenlage zerfiel sie in zwei Räume übereinander. Sie wird erst 1585 erwähnt, vielleicht ist sie auch damals erst eingerichtet worden; jedenfalls stammte eine verschwundene kleine Renaissancetür mit Delphinvoluten, die den Zugang von der Kirche bildete, auch aus jener Zeit.

18. Die Uthmannsche Kapelle, auch Ölberg- oder Gartenkapelle und zulezt „alte Leichenhalle“ genannt, stand bis zu ihrem Abbruch im Jahre 1839 an der Westseite des Südturmes. Alte Stiche sowie eine Zeichnung von Müzel (1826) zeigen sie als eine ursprünglich offene gotische Halle, die außen durch vier Sandsteinstatuen fialenartig geziert war. Diese Figuren befinden sich heute zu je zweien an den Türmen: David und Goliath als Ritter und König am südlichen Turm; ein Ecce homo und eine Schmerzensmutter von 1447 am nördlichen. Außerdem ist zur Erinnerung noch ein Uthmannsches Wappen von 1597 am Südturm eingesezt. Die Erbauungszeit der Kapelle ist nicht bekannt. Ihre erste Erwähnung geschieht 1487, wo sie als „die Capelle, die man nennet den Gartum uff dem Kirchhofe zu St. Maria Magdalenen gelegen“ bezeichnet wird. Genauer identifiziert wird sie durch einen Vers David Täuchers in Ehrhardts Presbyterologie I, Cap. III, 290:

„Auf dem Kirchhof an der Thür
Der Ölberg nahendt steht dafür,
In dem Eingang zur linken Handt
Die Othmännisch Capell genannt.“

4. Die Türme.

Die Vollendung der Kirche war naturgemäß wichtiger gewesen, als der Ausbau der Türme. Das große Westportal war allerdings noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschaffen worden. Das zeigt die Form seiner

Architektur sowie die Gestaltung der beiden schmückenden Skulpturen, Maria Magdalena und Johannes der Täufer, die zu den besten Leistungen der schlesischen Plastik jener Zeit gehören. Aber erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts beginnt man, der Vollendung der Türme erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Die erheblichen Bemühungen, welche in dieser Zeit unternommen wurden, um Kapital für Bauzwecke zu beschaffen, waren offenbar für dieses kostspielige Bauvorhaben bestimmt.

Mehrfach wurden der Kirche von privater Seite Gelder dargeboten. Besonders verdient machte sich jedoch M. Andreas Lumpe, welcher Custos und Kanonikus auf dem Dom und zugleich Sekretär des Papstes Pius II. war. Daß er auch damals schon, wie später, Pfarrer zu Maria Magdalenen war, läßt sich vermuten.

1459 reiste er mit Aufträgen des Rates nach Rom. Sein mündliches Gesuch beim Papste hatte zunächst den Besuch eines päpstlichen Legaten, des Erzbischofs von Kreta, zur Folge, welcher sich der von den Hussiten bedrängten Kirche Schlesiens annehmen sollte. Im Dezember des folgenden Jahres verschaffte Lumpe der Magdalenenkirche vier besonders wichtige Ablassbriefe für Bauzwecke, „daß die Christgläubigen ihre helfenden Hände schneller aufzutun möchten“; im Januar 1461 noch einen weiteren. Dann erwirkte er am 22. April eine Ablassbulle des Papstes auf fünf Jahre für den Dom, die Magdalenen- und Elisabethkirche und für allgemeine soziale Zwecke. Schließlich gelang es seinem Einfluß, am 9. Dezember 1464 noch einen siebenjährigen Ablass speziell für die Magdalenenkirche zu erhalten. Dazu kamen noch einige geringere Ablassbriefe (1470, 1472 und 1477) von dem päpstlichen Legaten und Bischof Rudolph und (1473) von dem Patriarchen zu Aquileja, dem Kardinal Marcus.

Aus dem Jahre 1481¹⁾ wird die Vollendung des einen der beiden Türme — wohl des Nordturmes — berichtet. Der lateinische Text der Urkunde lautet (nach Schmidt) übersetzt:

„Tausend Jahren seit das Wort Fleisch wurde, füge 400 und 50 und dreimal 10 hinzu und stelle noch eine Eins (einen Singer) daneben. Unter der Regierung des Königs Matthias, als Rudolph das Hirtenamt verwaltete, zur Zeit da der Sommer das Land mit weißen Lilien bestreut hat, vollendet die hehre Wratislavia diesen Turm auf dem Grundstock, den sich unsere Väter erbaut haben. Schöpfer (Bauherren!) dieses Bauwerkes sind die Kirchväter David Jentsch und Georg Hartenberg, die in hohen Ehren stehen. Darum erhebet für sie zum Himmel die Hände, daß sich ihrer erbarme, der den Himmel mit Sternen besät . . .“

Nachsatz: „Andreas Greifenberger, Orgelsetzer und Bleydecker dieses Thurmes, ein Stadt Kind in Breslau, hat diesen Zedel neben Herren Bartholomaeo Buchwald, Stadtschreiber alhier geschrieben zu einem Gedächtnus.“

Es waren hohe bleigedechte Holzspitzen, die man den Türmen aufgesetzt hatte. Der Weyhner'sche Stadtplan von 1562 zeigt noch den Nordturm, der dort von vier kleinen Ecktürmchen flankiert ist, in dieser ehemaligen Gestalt.

1) Lumpe wird noch 1486 als Pfarrer der Magdalenenkirche genannt.

Es ist nun allgemein zu lesen, daß schon 1459 die Brücke zwischen den Türmen erwähnt sei. Dies muß bezweifelt werden; denn die betreffende Urkunde vom 12. Februar 1459 ist nicht klar genug. Allerdings wird dort von einem Legat von 2 Mark „zum Stege der Magdalenenkirche“ gesprochen; aber in einem Schöppenbrief von 1483 ist ein weiteres Legat genannt „zu einem Lichte auf dem Stege im Chor (!) der Magdalenenkirche“. Sollte dieser Steg, der wohl ein Lettner war, mit der Brücke identisch sein? Jedenfalls sieht die Turmbrücke in ihrer reinen Renaissancegestaltung nicht nach einem Werk der Gotik aus. An der Brücke selber findet sich die vergoldete Jahreszahl „1632“. — Auch die Idee eines Andreaskreuzes, welches die Brücke angeblich mit den Türmen bilden soll, dürfte auf nachträglicher Deutung beruhen.

1529 stürzte die sehr rasch haufällig gewordene, bleigedekte Turmspitze der Elisabethkirche infolge eines heftigen Sturmes herab. Aus Besorgnis vor einem gleichen Mißgeschick der Magdalenenkirche wurde 1533 eine der beiden Turmspitzen abgetragen; nach dem Weyhnerschen Stadtplan war es die südliche. Erst 1564, am 4. September, ging man an den Abbruch der nördlichen Spitze.

Aber schon im folgenden Jahre, am 12. Juni 1565, wurde mit dem Bau von zwei Renaissancehelmen begonnen; anscheinend auf Anregung Kaiser Maximilians II. Am 27. Juni und am 7. August konnten bereits die vergoldeten Knöpfe und Spillen aufgesetzt werden. Die Erbauung erfolgte in der gleichen reizvoll gestuften und geschwungenen Form, welche die 1890—92 und 1909 erneuerten Turmhelme mit ihren Laternen noch heute zeigen. Andreas Stellauf, der im Jahre 1559 den Rathausturm vollendete, ist ihr Baumeister.

Eine 1890 im Knopf des Nordturmes vorgefundene Urkunde gibt über die Errichtung folgende Nachricht:

„Mirabilis in altis dominus. / Im jare 1565, bei geluckseliger Regierung, des Allerdurchlauchtigistenn, Großmehchtigistenn, Unüberwindlichistenn Fursten und Herren, Herren Maximiliani, des andern, Römischen Kaisers, zu allen Zeiten mehrern des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Beheim, etc. Kuniges, etc. unſ. allerg. Herren, Seind die Dach und spizen dieser beiden thürme aufgerichtet und Erbawett . . .“

Nach Aufzählung der damaligen Ratmannen, Schöppen und Offizianten werden die „Wergleut“ genannt:

„Andreas Stellauf, Zimmermā	
„Jacob Groß, Steinmeh	
Christoph Bock }	
Bastian Garn }	Gold
Lorenz Schneidr. Kuper }	Schmid

Gloria in excelsis Deo.“

Die 1909 gefundene lateinische Urkunde des Südturmes hat den gleichen Inhalt. Sie ist von dem berühmten Stadtschreiber Bonaventura Rösler geschrieben worden.

Beide Türme erlebten in der Folgezeit das gleiche Schicksal; 1577 stürzte in einem Dezembersturm der nördliche Turmknopf herab, und 1580 der südliche. Auch diese Ereignisse sind durch Urkunden in den Knöpfen überliefert worden. Die Urkunde von 1578 lautet:

Demnach bein tzeiten und Regierung des Allerdürchlächtigstern, Großmechtigstern und unüberwindlichstern Fürsten und Herrn, Herrn Maximiliani, Erwölten Römischen Keisers auch zue Hungarn unnd Böhaimb Königes diese beiden Kirchthürm und Spizen, Im Jahr Christi, Tausend, Fünfhundert, unnd Fünf unnd Sechzigsten vom einem Erbarñ Rath dieser Stadt Breslau erbawet, und aufgerichtet worden, Als ist diese eine Spizen, sammt der Spillen, Fahm und Sternn, den Zwelften tag des Monats Decembris des Tausent, Fünfhundert und Sieben unnd Siebenzigisten Jahres in der Nacht umb Sechs der gannzen Uhr, herunter gegen der Schulen Sanct Maria Magdalene gefallen, Ob solcher fahl aus Gottes vorhemfnus oder der Wergleute vorwarlosung beschehen, ist unwissendt unnd verborgen, Ein Erbarer Rath aber, hatt solchen Thurm wiederumb den funfzehenden Augusti dieses Tausent, Fünfhundertt und acht und Siebenzigistenn Jahres Renoviren, und anderwärts die spiz auffrichten, auch die Monumenta, so zuvor propter memoriam in den Knopf gelegett wordenn, dahin vorwharen, und ad Posteritatem transferirenlassen . . ."

1566 war den schon vorhandenen Glocken (von 1358, 1366, 1386, 1471 und 1488) noch eine Seiger- oder Stundenglocke beigelegt worden. 1575 wurde das Gewölbe zwischen den westlichen Turmpfeilern vor dem Haupteingang eingesezt.

Als die Westseite 1839 freigelegt und alle Anbauten entfernt wurden, erhielten die Skulpturen der Uthmannschen Kapelle an den Westfronten der Türme einen neuen Platz (vgl. Kapellen). Außerdem kam zu dem Figurenschmuck nun noch eine in Sandstein gefertigte Magdalena, die der Kirche von Sedor Anderssohn als eigene Nachbildung einer Skulptur in der Matthiaskirche geschenkt war. Ein Anonymus hat damals folgende Spottverse dazu geschrieben, die wir nur noch wegen ihres Humors aber nicht wegen ihrer Anschauung gelten lassen können:

„Weine nicht, o Magdalena!
Trodne deiner Reue Thränen!
Dir ist Gnade ja verkündigt,
Weil aus Liebe du gesündigt.

Aber wehe weh' dem Sünder,
Der zum Schreck der Menschenkinder
Diese Magdalen' erdachte,
Und hier an die Ecke machte.“

Mehr Beachtung verdienen allerdings die beiden anderen Figuren, eine spätgotische Madonna mit Kind und ein Christophorus von 1506 mit der Hausmarke des Stifters. — Hierbei sei auch jener anderen, künstlerisch qualitätvolleren Madonna gedacht, die 1499 von Jacob Beinhart der Kirche geschenkt wurde und sich an der Nordwestecke der Sakristei befindet.

5. Die Raumausstattung.

Wie die Reformation dem kirchlichen Gedanken einen neuen Inhalt gab, so brachte sie auch für die Kirche als Bauwerk im Inneren einen Wandel. Das Gotteshaus war vorhanden; noch heute ist es — einige Änderungen ausgenommen — das gleiche Bauwerk. Aber seine innere Gestaltung hat sich den liturgischen Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes gemäß geändert und somit auch eine neue Ausstattung entstehen lassen. Die ganz auf die Achse gestellte Kirche war zur Zeit ihrer Erbauung eine folgerichtig entwickelte Bauform gewesen; sie war entstanden aus der praktischen und zugleich gedanklich und künstlerisch eindrucksvollen Anordnung: Laienschiff — Priesterchor. Der Protestantismus brachte keine in Jahrhunderten entstandene eigene künstlerische Idee mit. Statt dessen sah er sich vor einer bedeutenden praktischen Schwierigkeit. Wohl brauchte man jetzt nur noch einen Altar, anstatt der bisherigen 58; aber ein anderes Stück des Gottesdienstes hatte an Bedeutung gewonnen und war in den Vordergrund getreten: die Predigt.

Hier zeigte sich, wie bei den meisten, ursprünglich für einen katholischen Gottesdienst erbauten Kirchen ein wesentlicher Mangel. Der Blick der auf festem Gestühl sitzenden Gemeinde sollte nach zwei Punkten zu richten sein, zum Altar und zu der Kanzel. Diese Schwierigkeit hat die evangelische Kirche erst nach vielen Versuchen und fast ausschließlich nur bei Neubauten — besonders denen des 18. Jahrhunderts — überwunden. In der Magdalenenkirche mußte dagegen dem gegebenen Raum entsprechend eine vollständig befriedigende Lösung bis zum heutigen Tage unterbleiben. Altar und Kanzel stehen weit voneinander entfernt.

Der Wunsch der Gemeinde, die Kanzel nun in besonders würdiger Weise gestaltet zu sehen, hat der Magdalenen-Kirche ein Werk von beachtlichem Wert gegeben. Am 23. Dezember 1581 wurde die schöne Kanzel, die von Friedrich Groß in dreijähriger Arbeit für 500 Thaler geschaffen war, eingeweiht. Ihre aus Zobten-Gestein und niederländischem Alabaster gearbeitete und von drei Ergeln getragene Wandung ist durch Reliefdarstellungen belebt: Bundeslade, Opfer des Elias, David und Goliath und Daniel in der Löwengrube; an der Treppe durch Apostelfiguren. An dem Rand des architektonisch hoch aufgebauten Schalldeckels sind die Symbole der vier Evangelisten angebracht. Gleichfalls in niederländischen Renaissanceformen gebildet ist die vortreffliche bronzene Kanzeltür des Meisters V. S. aus gleicher Zeit.

Ein neuer Taufstein war schon 1576 aufgestellt worden; er ist gleichfalls ein Werk von Friedrich Groß, während das umschließende Gitter von Simon Laubener und dessen Gesellen Salomon Schmidt im gleichen Jahre gearbeitet wurde. Besonders reizvoll ist der Taufsteindeckel, dessen bekrönender Aufbau ähnlich dem Kanzeldeckel gebildet ist, mit turmartig aufeinander gefügten Tempelchen von überaus fein empfundenen Verhältnissen. — Merkwürdig ist eine Kirchenrechnung von 1571, nach welcher der Bildhauer Johann Grütner für den Taufstein nebst Deckel 150 Thaler erhielt und der Maler Tobias für Malereien an dem Deckel 32 Mark 30 Groschen (Schmeidler, Urk.-Verz. Sol. 67). Ist dieser Taufstein einer Zerstörung zum Opfer gefallen?



Inneres nach Osten

1666 — 1667 ließ der Kaufmann Friedrich Chremitz einen neuen Altar errichten, an Stelle eines bisherigen gotischen. Eine handschriftliche Eintragung im Memorialbuch der Kirche berichtet, daß „der Abriß darzu von einem alten steinernen Grabmal eines Abts von St. Vinzenz, Joh. Queswitz, der 1596 gestorben, aus der Kirchen auf der rechten Seiten des Eingangs an der Mauer hinter dem Predigtstuhl genommen und abgesehen worden“. Nach einer anderen Überlieferung soll der Altar dem vorherigen nachgebildet sein. Beide Nachrichten klingen unwahrscheinlich. Reste dieses hölzernen Altares, dessen figürliches und ornamental geschnitztes Zierwerk im Gegensatz zu den übrigen weißen Teilen vergoldet war, sind bei der Aufstellung des neuen heutigen Altars an das Museum für Kunstgewerbe und Altertümer gegeben worden¹⁾.

Als ein Fragment des mittelalterlichen Inventars ist das sandsteinerne Sakramentsgehäuse zu nennen, das, seiner einstigen Bestimmung enthoben, wie vergessen im Chore dasteht. Für seine Entstehung ist (nach Schmeidler) eine 1410 für die Magdalenenkirche erlassene Verordnung des Bischofs Antonius von Porta maßgebend gewesen.

Über die Orgelwerke in der Magdalenenkirche hat Ludwig Burgemeister eine ausführliche mit Abbildungen versehene Darstellung gebracht, auf die hier insbesondere hingewiesen sei²⁾. Schon 1380 wird ein Organist genannt, 1434 und 1455 sind Orgelwerke erbaut worden; dann hören wir von einem größeren Werk, das 1595 abgetragen wurde. Damals und auch später noch waren in der Kirche zwei Orgeln, von denen sich eine im Chor befand; 1689 sogar drei.

Genauere Nachricht besteht dagegen erst von einem größeren Werk, dessen Bau 1595 dem Dr. Michael Hirschfeld aus Sorau und dem Orgelbauer Martin Scheußler übertragen war. 1602 wurde das Werk, das sich an der nördlichen Mittelschiffwand über der Kanzel befand, vollendet. Es zeigten sich aber bald erhebliche Mängel; denn der 1602 verstorbene Hirschfeld war mehr Theoretiker als Praktiker gewesen. 1634—1637 wurde infolgedessen von dem Orgelbauer Wilhelm Haupt aus Reetz in Brandenburg das Werk gänzlich erneuert. 1642 wurde auch der Prospekt des Gehäuses durch den Bildhauer Gregor Hanen geändert und 1649 von dem Maler Hans Ujng für 1000 Thaler in Weiß und Gold staffiert³⁾.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts war die Konstruktion so baufällig geworden, daß 1720 der Bau einer neuen Orgel beschlossen wurde. Nach längeren Verhandlungen, bei denen u. a. auch ein Abriß der neuen Orgel der Schweidnitzer Jesuitenkirche vorgelegen hatte, wurde am 9. Juni 1721 ein Vertrag geschlossen mit dem Orgelbauer Joh. Michael Roeder in Berlin. Dieser verfertigte dann noch ein besonderes Modell, um sich über die dann

¹⁾ Ältere Altäre bzw. deren Fragmente sind: Der Goldschmiedaltar von 1473, der Altar des hl. Stanislaus von 1508 (Kunstgew.=Mus.), das Mittelfeld aus dem Altar der Marienkapelle: S. Lukas, die Madonna malend, um 1500 (Magdalenen-Kirche), der Kürschneraltar von 1497 (K.=M.); ferner seien genannt die monumentalen Apostelfiguren aus dem 14. Jahrhundert (K.=M.) und ein gemalter Christuskopf, Schweißtuch der h. Veronika, um 1400 (Magdalenen-Kirche).

²⁾ Siehe Literaturnachweis.

³⁾ Vgl. die Anfang des 18. Jahrhunderts gefertigte Zeichnung von Beyer im Museum für Kunstgewerbe u. Altertümer.

auch gut gelungene architektonische Wirkung klar zu werden. Als Platz wurde die Empore über dem Westeingang, der Hellenfeldsche Chor, gewählt, wo auch die heutige Orgel wiederum errichtet ist. 1723 wurde die alte Orgel abgetragen, und am 19. Dezember 1724 konnte das neue für 2825 Reichstaler erbaute Werk übergeben werden. 1728 wurde sein Prospekt vollendet. Bot das Werk durch die Umstellung vom Chor zum Kammerton ohnehin schon eine beachtliche Neuerung, so erregte auch der architektonisch schwungvolle barocke Prospekt mit Schnitz- und Bildwerken von Johann George Urbansky gleiche Bewunderung. Dazu hatte der Maler Beyer das Wand- und Gewölbefeld über der Orgel mit einer Glorie, Engeln und Draperien bemalt.

1749 hatte das Werk sehr gelitten infolge der Explosion eines Pulverturms an der Wallstraße. Auch in der Folgezeit mußte es mehrfach gebessert werden; 1813 bis 1822 für 10 000 Thaler durch Joh. Gottl. Benj. Engler, zuletzt 1853 durch M. R. Müller für 3300 Taler. 1888 bis 1890 erfolgte der Umbau. Ein neues Werk (1922) war, wie wir schmerzlich bedauern, notwendig geworden. Wann und wo wird der schöne alte Prospekt einmal wieder Verwendung finden?

Für das Bild, das der Kirchenraum im 18. Jahrhundert bot, dürfen auch die für eine protestantische Kirche damals typischen Emporen nicht unerwähnt bleiben. Diese waren hauptsächlich von den Kapellenbesitzern geschaffen worden, um günstigere Plätze für den Gottesdienst zu erhalten. Aber auch die Kirche selbst hatte vielfach ihren Bau veranlaßt, um die Zahl der Plätze zu vermehren. Ihre geschnitzten hölzernen Brüstungen waren in den Seitenschiffen den Kapellen vorgebaut, so daß sie wie ein langer Balkon wirkten. Ihre Erbauungszeit fällt in die Jahre 1650—1722.

Während die Emporen bei der letzten Restaurierung 1889 vollständig beseitigt wurden, sind von dem alten Gestühl noch einige Reste erhalten geblieben; einige wenige stammen noch aus gotischer Zeit, an anderen finden wir teils echte, teils nur gemalte Intarsiaornamente der Renaissance. Besonders genannt sei das große Chorgestühl von 1576 von dem Meister W. R., mit den zwölf Aposteln (Gips), die 1823 nach den Peter Vischerschen in der Nürnberger Sebalduskirche gegossen sind; außerdem noch einige geschnitzte Beichtstühle der Rokokozeit von 1747.

Schließlich sei noch der vielen Epitaphien gedacht, welche die Pfeiler und besonders die Wände der Kapellen zierten. Obwohl die Anzahl vermindert ist, sind es auch heute noch mehr, als es zunächst scheinen mag, darunter recht vortreffliche. Eine katalogartige Registrierung würde hier zu weit führen; es sei nur ein wenig Beachtung für diese Dinge erstrebt.

Das Recht, in einer Kirche bestattet zu werden, war ursprünglich nur Geistlichen, Patronen oder sonst um die Kirche verdienten Persönlichkeiten vorbehalten gewesen; dann den Eigentümern von Privatkapellen; schließlich war es ein käufliches Recht geworden. Jeder konnte sich eine Grabstätte in der Kirche erwerben.

Anfangs hatte man die Grabstätten nur mit großen Platten belegt, und diese waren mit Wappen oder Hausmarken gezeichnet worden, zumeist auch mit Inschriften und häufig mit dem Porträt des Verstorbenen. Im späteren Mittelalter entstand ein neuer Brauch. Die im Fußboden eingelassenen Platten

waren früher oder später abgenutzt. Man fügte daher eine Tafel an der Wand hinzu. Und wie sich bei jeder neuen Aufgabe selbständige Lösungen erst nach längerer Übung ergeben, so auch hier. So zeigen die älteren aufrechten Gedenktafeln noch eine vollständige Übereinstimmung mit den liegenden Platten. Es ist dabei gewiß kein Zufall, daß es sich hier zunächst um die Porträtplatten handelt; denn einem feineren Empfinden mußte es zuwider sein, einem Porträt auf den Leib oder gar auf den Kopf treten zu müssen. Drei derartige Platten finden sich als späte Beispiele auch in der Magdalenenkirche¹⁾.

Je mehr nun die Kunstrichtung der Renaissance mit ihrer vornehmlich architektonischen Gestaltungsweise an Umfang gewann, um so freier wurden die künstlerischen Formen der Wandplatten oder Epitaphien. Aber es lag in der soeben angedeuteten, etwas einseitig architektonischen Auffassung der Renaissance in Deutschland, wenn die nun geschaffenen Werke in ihren Entwürfen zunächst starke Bindungen an bauliche Motive aufweisen. Nur wenige — wie etwa das vorzügliche Epitaph des Alexius Band von 1508 in der Bandschen Kapelle — erscheinen freier und selbständiger. Bei der Mehrzahl ist die Schrift- oder Relieftafel durch eine vollständige Architektur umrahmt. Säulen und Pilaster, einfache oder verkröpfte Gebälke, Flachgiebel als Bekrönungen, Rundbogennischen oder Arkaden, ja selbst Cäsarenmedaillons in den Bogenzwickeln, das sind die Hauptmotive ihres Entwurfs. Auch einer der erwähnten aufrechten Grabsteine, der des Pfarrers Winkler, ist in diesem Architekturempfinden gestaltet: als Bogennische, aus welcher der Verstorbene in großem Relief, eine besondere Schrifttafel vor sich haltend, heraustritt.

Es bedarf noch einiger Worte über die Tafeln innerhalb ihrer Umrahmung. Schon die Gotik hatte neben den aufrechten Grabplatten eine zweite Art figürlicher Relieftafeln geschaffen (z. B. Epitaph Scheurl, 1508). In ihren Darstellungen waren sie den Altarreliefs nachgebildet, doch war die Persönlichkeit des Verstorbenen oder seiner Familie meist mit eingefügt. Auch unter den Renaissance-Epitaphien finden sich zahlreiche, die Szenen der Glaubensgeschichte zum Vorwurf haben; einige in feinen Alabasterreliefs, die näherer Betrachtung wert sind.

Allmählich war eine Wandlung eingetreten. Aus der schlichten umrahmten Tafel wurde ein vielgestaltiger, mehrgeschossiger Aufbau. Reicher allegorischer Figurenschmuck kam hinzu, und das Porträt des Verstorbenen gewann an Bedeutung. Man hielt sich nicht allzu streng an Luthers Bestimmung (1542), daß Epitaphien nur als Inschrifttafeln gehalten sein sollten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten die Breslauer Epitaphien mehr und mehr das Stilgepräge von Werken der niederländischen Renaissance. Man hat eine Reihe niederländischer Künstler namhaft gemacht, die damals in Breslau gewirkt haben; es wäre aber falsch, ihnen alle solchen Werke zuzuschreiben. Es darf nicht die Art vergessen werden, in der Kunsthandwerker jener Zeit ihre Arbeiten schufen. Als Anregungen dienten häufig Vorbilder, die von irgendwelchen fernem Künstlern geschaffen waren und

¹⁾ Die älteste ist die des Pfarrers Oswald Winkler, gest. 1517; die beiden anderen: 1585 und 1598.

die von reisenden Buchhändlern auf Jahrmärkten und in den Vorhallen der Kirchen feilgeboten wurden. Es waren dies die heute sogenannten Ornamentstiche, die es noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein gab. Hier scheinen zunächst die Stiche Antwerpener Meister viel benutzt zu sein, vor allem wohl die des Cornelius Floris und des Johann Vredeman de Vriese, der schon 1563 ein Buch der Grabdenkmäler gezeichnet hatte, sowie die seines Sohnes Paul. Daneben dürfte der Haupteinfluß von Augsburger und Nürnberger Künstlern ausgegangen sein, für die gleichfalls tüchtige Verleger tätig waren.

Eine neue Gruppe bilden einige Grabdenkmäler des Barock, die kaum noch als Epitaphien zu bezeichnen sind. Es sind selbständige Wandmonumente. So das Grabmal des Ratsherrn Arzat (gest. 1677) mit einem Sarkophag, Medaillonporträt und freiplastisch ungebunden beigegebenen allegorischen Figuren, ein Werk des Wieners Matthias Rauchmüller. Von demselben ist auch das Grabmal des Octavius Pestaluzzi (gest. 1677) mit der Büste des Verstorbenen. Von dem Bildhauer Kessl sei das Epitaph Sommer (gest. 1722) genannt.

* * *

Wir haben bisher das Inventar der Magdalenenkirche im einzelnen betrachtet. Versuchen wir jetzt, uns diese Dinge in ihrer ehemaligen Gesamtwirkung vorzustellen; denn durch die heutige Ausmalung ist diese Wirkung so stark herabgesetzt, daß die Dinge ihre alte Geltung verloren haben. Noch im 16. Jahrhundert hatte man die farbige Ausmalung des Raumes weiter vervollständigt. So war 1579 die Schneiderkapelle mit Renaissanceornamenten geziert worden, und besonders die Dorfkirchen Schlesiens zeigen, daß der Protestantismus der Farbe nicht so abhold gewesen ist, wie oft geglaubt wird. Aber ganz allgemein ist zu beobachten, daß die Malereien auf einen weißen oder mindestens hellen Wandton gesetzt waren.

Allmählich entwickelte sich eine andere malerische Auffassung; diese lag in Stilprinzipien des Barock begründet. Die hauptsächlichsten Raumwerte des Barock sind — und zwar zumeist dort, wo es sich nicht um seine eigenen Raumschöpfungen handelt — die Hauptgegenstände des Inventars. Was ein gegebener Raum im Sinne des Barock nicht aussprach, das sollten einzelne Dinge erfüllen. So waren alle jene Einzelschöpfungen, der Altar, die Orgel und alles andere Inventar gedacht und entworfen, und um sie zu stärkster Wirkung zu steigern, erhielt der Raum eine weiße Farbe. Das geschah in der Magdalenenkirche in vollständiger Ausführung im Jahre 1725.

In den Jahren 1889—1890 ist nun der Kirche ein farbiger Anstrich gegeben worden. Man hatte die hellen Wände grau werden lassen, und die so entstandene tote, unwürdige Stimmung hatte den begreiflichen Wunsch erweckt, dem Raum durch Farbe neues Leben zu verleihen.

Dieser Gedanke war gewiß nicht falsch; falsch aber waren der gewählte Grundton und die Schablonenmotive, welche dieses Leben gewiß nicht zu geben vermögen. Auch auf die Farben des großen Ostfensters von 1850, die wohl einmal besser wirkten, war keine Rücksicht genommen. Man mag über dieses Fenster denken, wie man will; aber es läßt sich nicht bestreiten, daß es das

wirkfamste Blickobjekt des Raumes ist und deshalb eine gebührende Rücksicht verdient hätte, um so mehr, als man es nicht zu ändern gedachte. Daß es überhaupt ein Irrtum ist, die heutige Ausmalung, die im übrigen auch ohne Einfühlung in den Sondercharakter der Architektur entworfen ist, „für in echt mittelalterlicher Weise“ und „in eigentlich uralter Gestalt“ gefertigt zu halten, braucht wohl im Jahre 1926 nicht weiter dargelegt zu werden. Es war ein Irrtum der Zeit, der sie entstammt.

Mit mehr Liebe sind die Wandflächen des Chores behandelt. Diese Aufgabe ist von dem Dresdener Maler Dietrich gelöst, der hier vier große Wandbilder schuf. Sie zeigen (an der Nordseite) 1. den lehrenden Christus und das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohn, 2. den leidenden Christus, daneben Judas und Petrus, 3. (an der Südseite) den liebenden Christus, die Erweckung der Tochter des Jairus und die Stillung des Sturmes, 4. den lohnenden oder richtenden Christus, Lazarus in Abrahams Schoß und den Prasser in der Hölle.

6. Die äußere Bemalung.

Während sich das innere Bild der Magdalenenkirche unter den liturgischen Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes und den neuen künstlerischen Bestrebungen der fast gleichzeitig beginnenden Renaissance änderte, erfuhr auch das äußere Bild eine Wandlung, die nach ihrer Vollendung — etwa mit Beginn des 17. Jahrhunderts — die Kirche abermals wie einen Neubau erscheinen ließ.

Den Türmen waren die hohen Spizen abgenommen worden; statt dessen hatten sie 1565 kupferbeschlagene Renaissancehauben als Bekrönungen erhalten. Dann waren die Turmkörper verputzt und mit einer mehrfarbigen Spiegelquaderung in Sgraffitomanier versehen worden. Und schließlich hatte man auch das Außenmauerwerk der Kapellen verputzt oder geweißt; vielleicht auch das des hohen Mittelschiffes. Wären nicht die Fensterformen mit ihrem Maßwerk und die Strebebogen über den Dächern gewesen, so hätte man das ganze Bauwerk für einen Neubau der Renaissance halten können.

Die letzten Reste der Sgraffitobehandlung der Türme waren noch 1909 an der Ostseite des Südturmes zu sehen. Von einer vollständigen Wiederherstellung wurde damals wegen der geringen Wetterbeständigkeit Abstand genommen. Eine Aufnahmezeichnung des Architekten Rich. Enders hat uns jedoch das ehemalige Bild dieser Quaderung bewahrt.

Über den Verputz an der Nordseite der Kirche geben Aufnahmezeichnungen von 1873 im Archiv der Magdalenenkirche hinreichenden Aufschluß. Zu bemerken ist jedoch, daß dort das Hochschiff als unverputzt gezeichnet ist.

Für die südliche Kapellenreihe gibt Pöls Jahrbuch III, 132 eine datierte Bestätigung. Hier hat zweifellos die Einfügung des schönen romanischen Dinzenzportals im Mai 1546 den Anlaß gegeben, dem Portal durch eine neue Flächenumgebung zu eindrucksvollerer Wirkung zu verhelfen. Und wenn neuerdings von Landsberger geäußert ist, daß die Verwendung dieses alten Portals wohl auch deshalb erfolgt sein mag, weil die Renaissance sich dem romanischen Architekturempfinden nahe fühlte, so darf wohl in dem gleichzeitigen

Anstrich der Südseite eine Stütze dieser Ansicht gesehen werden. Pol selber gibt uns nur die nüchterne Mitteilung, daß zugleich mit der Einfügung des Portales „die Seite daselbst auswendig geweißet worden“.

Die Südseite mag nun damals zunächst eine gewisse Einförmigkeit gezeigt haben, welche sich von der Quaderung der Türme vielleicht zu stark abhob. Man ging daher noch einen Schritt weiter und gab wenigstens den Fenstern eine Quaderumrahmung. So zählen die Kürschner am 4. August 1608 einem Maler eine Mark „wegen der Quader am Fenster zu Maria Magdalena“. Daß es sich dabei um eine Bemalung der Außenseite der Kürschnerkapelle handelte und auch nicht um einen Sonderfall, dürfen wir ohne Zögern annehmen, denn eine Reihe älterer Darstellungen der Elisabethkirche zeigt die sämtlichen Kapellenfenster jener Kirche mit gemalten Umrahmungen.

Heute findet sich keine Spur mehr. Dunkel und herb zeigt sich die Kirche in ihrem Mauerwerk. So hat sie früher nicht gewirkt; selbst in gotischer Zeit, als sie wie heute unverputzt war, brachten doch die weißgefalkten Gesimse ein freundlicheres Aussehen hervor.

7. Turmbrand und Restaurierungen.

Von einem schweren Unglück wurde die Magdalenenkirche in der Nacht vom 22. zum 23. März 1887 betroffen. Bei einem Feuerwerk, das zur Feier des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. von der Turmbrücke abgebrannt wurde, verloren sich einige Funken infolge starken Südwindes im Holzwerk des nördlichen Turmhelmes. Zwischen 1 und 2 Uhr nachts brachen plötzlich mächtige Flammen aus den Lufen hervor. Da das Feuer erst jetzt bemerkt wurde, war nur noch eine Rettung der Kirche und des Südturmes möglich. Der Turmhelm und die beiden obersten Geschosse des nördlichen Turmkörpers fielen dem Brand zum Opfer. Auch die Turmbrücke hatte so stark gelitten, daß sie vollständig erneuert werden mußte. Turmknopf, Wetterfahne und Stern fanden sich in den rauchenden Trümmern vor dem Westportal.

Da die Stadt noch bis zum 1. April 1888 das Patronatsrecht über die Magdalenenkirche besaß, erfolgte der Wiederaufbau durch den Magistrat. Nachdem durch einen Wettbewerb der Versuch für eine neue Turmform voraufgegangen war, wurde der Turm in den Jahren 1890—1892 unter Leitung von Stadtbaurat Plüddemann in seiner alten Form erneuert. Drei neue Glocken von Bierling in Dresden dienten ihm fortan als Geläut.

Über die in den Jahren 1888—1890 ausgeführte innere Restaurierung der Kirche ist bereits einzelnes erwähnt worden. Gleichzeitig wurden unter der Leitung von Baurat Lüdecke und Regierungsbaumeister Leithold auch bauliche Mängel beseitigt. Die Verankerungen wurden gebessert, das schadhafte Mauerwerk neu verblendet, die Pfeiler erhielten neue Sialen und die Fenster neues Maßwerk und neue Verglasung. Die jetzt höher als ehemals gebildeten neuen Sakristeipfeiler bekamen gleichfalls Sialen. Auch das neue Maßwerk war 3. T. in freiem Entwurf neu gestaltet worden. Zu bedauern ist jedoch, daß der alte Barockgiebel über dem Nordportal einem „stilgerechten“ neugotischen weichen mußte.

Im Innern der Kirche wurden die letzten Emporen entfernt, der Orgel-empore dagegen ein zweites Gewölbejoch vorgemauert. Die Orgel selbst wurde durch ein neues Werk ersetzt und mit einem neuen Prospekt von langweilig neugotischer Gestaltung versehen; der alte wanderte 1908 ins Museum.

Im Jahre 1909 ist unter der Leitung von Architekt Erich Grau in Breslau eine Erneuerung des südlichen Turmhelmes ausgeführt worden. Auch dieser hatte bei dem Brande 1887 gelitten. Allmählich hatten sich die Schäden erheblich vergrößert. Die Kupferbedachung und die innere Holzkonstruktion waren mangelhaft geworden, die Sandsteinverzierungen und das Mauerwerk stark verwittert. Für die Erneuerung wurde ein elf Stockwerk hohes Gerüst errichtet und auf dieses eine in sieben Stockwerken ansteigende Umrüstung des Turmhelmes gestellt. Über diesem Gerüst erhob sich noch ein etwa sieben Meter hohes Leitergestell für den Turmknopf. Am Sonntag, den 31. Oktober 1909, dem Reformationsfeste, erfolgte die Einweihung des erneuerten Werkes, dessen Kosten etwa 57 000 Mark betragen.

Der große Krieg ist auch für die Magdalenenkirche nicht ohne Opfer geblieben. Mit Ausnahme der Armesünderglocke von 1386 wurden sämtliche Glocken, sowie auch Orgelpfeifen und Dachkupfer dem Vaterlande dargebracht. Die Orgel ist schon 1922 mit einem nunmehr vergrößerten Werk wiederhergestellt worden, als gegenwärtig größte Orgel des Landes. Auch das Geläut ist wieder ergänzt; am 20. Dezember 1925 wurden die drei neuen Glocken geweiht, die Heldengedächtnisglocke, die Friedensglocke und die Hoffnungsglocke.

So hat sich aller wirtschaftlichen und äußeren Not zum Troß alter Bürgergeist auch heute wieder erwiesen, jener Geist, der — wie eingangs gesagt — in allen Zeiten mit der Kirche aufs engste verbunden gewesen ist und der auch heute noch in ihr fortlebt und einen Teil ihrer Seele bildet.

Und wenn wir heute in die Kirche treten und den Hut vom Kopfe ziehen, so geschieht dies wohl nicht allein aus Erziehung; nicht nur, weil wir in der Architektur des Raumes den Eindruck eines Gotteshauses gewinnen: Es ist die Seele des Bauwerks, die uns empfängt und zu uns spricht.

Literatur.

- Miscellanea Silesiaca Manuscripta, Vol I. (Handschr.).
Zastrow, Kl. M.-Magdaleniſche Kirſhronik, 1801.
Menzel, Top. Chronik von Breslau, 1805—1806.
Berndt, Kirſhronik, 1837 ff. (Fs.).
Schmeidler, Urkundenverzeichnis des M.-Magd.-Kirſharchivs.
Urkundl. Beiträge zur Geſch. d. Hauptpfarrkirche St. M. Magd. zu Bresl. 1838.
Grünhagen, Die Anfänge der Pfarrkirchen zu Maria=Magd. u. Eliſabeth; Zeitschr. d. Schles. Geſellſch. f. vaterl. Cultur, 1867.
Luchs, Kapellen d. M.-M.-Kirſhe; Schles. Vorzeit 1885.
Lutſch, Die Kunſtdenkm. d. Stadt Breslau 1886.
Maß, Beſchreibung der Wand- u. Deckengemälde in der Kirche zu M.-M. 1890.
Dubowj, Breslauer Kirchen (Führer), 1922.
Fiſcher, Geſch. u. Beſchr. d. gr. Orgel in d. M.-M.-Kirſhe, 1821.
Wieſe, Schles. Plastik v. Beg. d. 14. bis z. Mitte d. 15. Jahrh., 1923.
Burgemeiſter, Die Orgeln d. ev. Pfarrk. zu St. M. M. in Breslau; Schles. Vorzeit, Neue Folge, Bd. 8, 1924.
Nißel, Die Breslauer Stelepitaphien aus Renaissance und Barock, 1924.
Landsberger, Breslau, 1926.

Abbildungen.

Teils nach Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, normals Meßbildanstalt, Berlin; teils von dem Provinzialkonſervator, Herrn Landesbaurat Dr. Burgemeiſter, gütigſt zur Verfügung geſtellt; teils nach den Originalzeichnungen im Muſeum für bildende Künſte.

Streifzüge
durch die neue Zeit
der Kirche St. Maria Magdalena
(1547—1926)

Von Kirchenrat P. prim. Georg Seibt

Kirchen sind Warttürme. Man schaut von ihnen allen Lärm, alle Unruhe der Menschen — aber auch die unendliche, erhabene Stille der Ewigkeit. Leider haben wir bisher noch keinen Geschichtschreiber der letzten vier Jahrhunderte gefunden, der uns das Wogen geschildert hätte, das mit der Reformation unserer Kirche für unsere engere Heimat einsetzte. Gerade Breslau und St. Maria Magdalena ist ein reizvoller Boden für solche Arbeit, da hier nicht nur das erlebt wurde, was alle erlebten, sondern viele Wellen von hier ausgingen. So bleibt nichts übrig, als einige kurze Striche zu geben, die zum Bilde der Neuzeit dieser Kirche und ihrer Umwelt gehören. Es sind sehr viel Miniaturen dabei, um wenigstens ein kleines Bild der großen Zeiten zu geben.

Mit dem Tode von D. Heß, der ungefähr gleichzeitig mit Luther die Augen für diese Erde schloß, beginnt zunächst eine Art Frühling reformatorischer Kraft für Schlesien und Breslau. Es schimmert überall von neuen Blüten. Beide, in Heß wie in Luther vereinigte Geistesströme — Glaubensmacht und Bildung — gehen in unserer Heimatstadt zusammen. Sagen wir: Kirche und Schule. Die neue, im Geiste Luthers und Melanchthons erzogene Jugend ersteht. Ein neues, starkes, freies Geschlecht. Dann trifft auf diese der gerade vor Schlesiens Toren entbrennende Krieg, der Deutschland in eine Wüste wandeln sollte. Und nach ihm kam der Gegenstoß Roms in heftigster Form, um Schlesien bis heute in zwei geistige Lager zu spalten. Mit dem Tode von Heß war die Sache des Evangeliums nicht führer- und kraftlos geworden. Es war ja nicht die Sache einzelner Persönlichkeiten oder Schichten; es war eine Sache der Volksseele. Wohl nur so ist es zu erklären, daß 1550 auf kaiserlichen Befehl der Prediger Lange von St. Maria Magdalena wegen unbedachter Worte die Stadt verlassen mußte — aber allem weiteren die bloße Drohung der erregten Bürgerschaft mit einem Massenzug nach der Dominsel vorbeugte. Man befestigte auf alle Fälle die Stadt immer stärker, um jedes Heimatrecht gegen jede Gewalttat zu sichern. Der Bischof Balthasar von Promnitz sah den Untergang seiner katholischen

Kirche nahen. Der Religionsfriede zu Passau (1552) und sein endgültiger Abschluß zu Augsburg (1555) brachten Ruhe in diese erste stürmische Sorge um die neue Freiheit.

Aus der Blütezeit der Kirche nach der Reformation (1547 ff.) erzählen sehr anschaulich Urkunden, die, 1909 wieder in unsere Türme eingelegt, uns von dem damaligen Pastor, jetzigen Professor D. Hans Schmidt, in folgender Skizze zugänglich gemacht wurden.

Zuerst: Urkunden aus dem Turmknopfe des Südturmes.

Urkunde von 1565.

— : 1565 : —

Imperante feliciter Invictissimo eodemq. Illustrissimo potentissq.
 Principe et domino, Dño Maximiliano Caes. II: Rom. Imperatore semper
 Aug; German. Hung. Boem. etc. Rege, etc: dño vrō graciosiss. turriū
 ambar. fastigia seu tecta excitata sut et exaedificata —

FUFRE TUM CONSULES.

Dñs	{	Antonius Banck Capitaneus.
		Servatius Reichel.
		Albertus Sawerman.
		Chilianus Uthman.
		Benedictus Distler Camerarius.
		Ludowicus Pfinczing.
		Johannes Mornberg.
Melchior Arnold.		

SCABINI.

Do	{	Johannes Bockwicz.
		Sebast. Willinger.
		Nicolaus. Rehdingen.
		Wolfg. Büttner.
		Antoni. Hertwig.
		Jacob. Schachman.
		Caspar. Heseler.
		Sigismund. Pucher.
Adamus Heugel.		
Georgius Andreae.		
Johannes Sadwicz.		

VICTRICI¹⁾ ECCL.

Do. Bened. Distler.
 Andr. Ladebach.

¹⁾ Wohl verſchrieben für VITRICI.

SACROR. PREFECTI.

M.	Adam. Cureus, freistad.	pses	
	Mich. Herman, Sagañ	} Diaconi	
	Jo. Viatrius, Tosten		
	Thom. Pol. Olsñ		
	Fran. Firling. Nißeñ		
D.	Elisab. M. Jo. Scholez:	praeses	
	Mart. Radek: Suidni.	} Diaconi	
	Christop. Popp: grotconi		
	Casp. Weigler. hartbrgñ.		
	Paul slodius ¹⁾ Sbansziñ		

OFFI. ciuit praefecti.

D.	} Philip drachstet.	} syndici	
	} Paul Holzbecher.		
	Tilm. Hertwig Cancel. ducat. W.		
	Franc. faber.	} notarii. ci.	
	Melch. Latomus.		
	Joh. Sturm.		
	Jere. Venediger Scabinorū =		
	= Paul Braun aerarii scribe.		
	Jo. Staniger, Camerae minister.		

FABRI &c

And. Stellauf fab. lign.
 Jacob Groß. latomus
 Laur Sneidr fab aerarius
 Sebas Garn. Christoph Bogk aurifabr.

Haec prostrata solo Faunus cum culmina vellet:

Maximus huic obstans, crescite, Caesar ait
 Mart. helvigius Ludimagister Magd, facieb.
 Bona. Roslerus Scriba Senatus, scribebat.

Auf der Rückseite:

M. Andreas Winclerus Querfurdeñ, Scholae Elisabeticae rector: homo Septuagenarius fere: totos quatuor et quadragiuta annos, Vratl in ludis detritus est literariis: in studioq. tradendae disciplinae vitam atq. aetatem suam ita contrivit; ut de ses, opt. iure dicere poßit; SATIS DIU HOC SAXUM VORSO.

¹⁾ Verſchrieben für Glodius.

Urfunde von 1581.

„Demnach beim Zeiten und Regierung des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilianischen erwelten Römischen Kayser, auch in Hungarn und Böhaimb Königes diese beyde Kirchthürme und Spizen im Jahre 1565 von Einem Erbarh Rath dieser Stadt Breßlaw erbawet und aufgerichtet worden, als ist diese eine Spizen sampt der Spille, Fahn und Stern den sieben- und zwanzigsten Tag des Monats Decembris des Tausent Fünfhundert und achtzigsten Jahrs in der Nacht nach zehñ der halben Uhr auf den Kirchhoff herunder gegen der Olischen Gassen gefallen. Ob solcher Fall aus Gottis Verhengnus oder der Wergleutte Verwahrlosung, inmaßen dann gleichfalß mit der andern, so Anno Tausent funfhundertundsieben- und siebenzig den zwelften Dezembris beschehen, erfolget, ist unwissent und verborgen. Ein erbarer Rat hat solchen Thurb wiederumb den siebenundzwanzigsten Tag des Monats Juny des Tausent funfhundert einundachtzigsten Jahres unter der Regierung Kayser Rudolphi des andern (erwelten Römischen Kayser), zu Ungarn und Böhaimb Khuniges renoviren, (und anderwerk die Spiz auffrichten), auch die Monumenta, so zuvor (propter memoriam in den Knopf geleet worden, dahin) ver- wahren und ad posteritatem transferieren lassen.

„(Diese Zeit) aber seint Rathmanne gewesen:

„Niclas Rhedinger, Rathseltester, Chilian Uthmann, Abraham Jenkwiß, Heinrich Kromayer, Hanns Pucher, Friedrich Schmit, Melchior Arnolt, Hanns Sadewiß.

„Stadtscheppen und (so die Gericht) norwaltet seindt gewesen:

„Jacob Schachmann, Israel Reichel, David Kößler, Adam Redinger, Niclas Reichel, Daniel Schilling, Caspar Frölich, Erasmus Müller, Sebastian Vogt, Michel Neidaw, Hans Benisch.

„Pastoren und Predicanten göttlichen Wortes:

„Elias Heidenreich, Doctor, in der Kirchen zu Sanct Elieabeth, Lucas Pollio in der Kirchen zu Sanct Maria Magdalena, Magister Johan Scholtz, Propst zum Heiligen Geist und Bernhardin. Syndici: Johann Heß, Paul Holzbecher, Albertus Ursinus, der Rechten Doctores.“

Zur Erklärung der Urkunden von 1565, 1578 und 1581.

Die lateinische Urkunde des Südturmknopfes von 1565 ist im wesentlichen eine Übersetzung des deutschen Textes der Nordturmfunde (oben S. 88 f.). Eigentümlich ist der letzteren die mit roten Buchstaben geschriebene Überschrift und Unterschrift: „Mirabilis in altis dominus“: „Wunderbar ist der Herr in der Höhe“ und „Gloria in excelsis Deo“: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Die Südturmfunde hat für sich besonders zwei interessante lateinische Nachschriften und die Namen der Geistlichen der Kirche, die eigentümlicherweise

in der Nordturmurfunde fehlen. Der Schreiber der Südturmurfunde, der Stadtschreiber Bonaventura Rösler, wird in dem Pergament des Nordturmes in der Reihe der städtischen Beamten aufgeführt, während er sich in der Südturmurfunde nur durch den Vermerk, daß dieses Schriftstück von seiner Hand geschrieben worden ist, am Ende verewigt hat.

Der beiden Urkunden gemeinsame Text beginnt mit einem in überschwänglichen Worten dahinschreitenden Lobpreis der „glückseligen Regierung“ Maximilians des Zweiten, des „Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten, Unüberwindlichsten, unseres allergnädigsten Herrn“. Diese Einleitung ist nicht als leere Redensart zu betrachten. Maximilian hatte sich wirklich den Breslauern als ein gnädiger Fürst gezeigt, und diese waren ihm von Herzen ergeben — vor allem wegen seiner offenkundigen Hinneigung zur lutherischen Lehre. Als die beiden Urkunden 1565 in die Turmknöpfe gelegt wurden, war noch in aller Erinnerung der prächtige Einzug, den der neugewählte König Maximilian am 6. Dezember des Jahres 1563 durchs Schweidnitzer Tor in Breslau gehalten hatte. Auf Anordnung des Rates waren vorher alle Häuser in der Schweidnitzer Straße und Schmiedebrücke bis zur kaiserlichen Burg (wo heute die Universität steht) „geweißt und renovieret“ worden. Am Schweidnitzer Tor standen Trompeter auf einem mit Epheugrün und Glittergold verzierten und von Adlern und Greifen gekrönten Säulenbau aus Holz. Das Tor selbst trug auf lateinisch die Überschrift: „Vielen Königen haben sich diese Tore schon aufgetan, aber noch keinem so gern wie Maximilian.“ In Uchansch wurde die Majestät durch den Landeshauptmann Anton Band, den Ratmann Albrecht Sauermann, die Schöffen Hanns Bockwitz, Niklas Rehdingen und den Syndikus Doktor Drachstet, die sämtlich auch in unserer Urkunde erwähnt werden, sowie durch 30 berittene Bürger, die schwarz gefaltete Röcke und rotweißen Federschmuck auf den Hüften trugen, feierlich empfangen. Zugleich wurden „in einem weiß und roth gemalten Kober“ die Stadtschlüssel überreicht. Die Breslauer Fußsoldaten waren inzwischen in ihrer Rüstung erster Garnitur auf dem Schweidnitzer Anger in Parade aufmarschiert: 16 Fähnlein mit 17 Kanonen und „etlichen Gezelten“. „An gemeldetem Tage St. Nicolai auf den Abend um 23 Uhr (5 Uhr) ist die Römisch Königliche Majestät zwischen der gerüsteten Bürgerschaft, in ein schwarzen samtenen Schauben, auf einem weißen Roß neben Ihrer Majestät Lakeien, Trabanten, und Herzschiere, zum Schweidnitzer Tor in die Stadt gar herrlich eingezogen, mit großem Gepränge empfangen, und das große und Heine Geschütz auf dem Anger, Pastaien Stadtmauer, Wasserrade, samt den Handröhren fein ordentlich losgebrennet worden.“ Am 14. Dezember fand dann „am freien Ringe“ die Huldigung Breslaus vor dem Könige statt. Es war dazu vor dem Hause der Uthmanns, deren einer (Chilian Uthmann von Schmolk) auch in unseren Urkunden (von 1565, 1578 und 1581) vorkommt, dem „Sieben-Kurfürsten-Hause“, eine Bühne aufgeschlagen, von der aus der König die Huldigung von Rat und Bürgerschaft entgegennahm.

Die ihm damals huldigten, finden wir alle in unserer Urkunde verzeichnet. Da war zuerst Anton Band, der Älteste des Rates, der als solcher den Titel Hauptmann führte und das Fürstentum Breslau, sowie die Bezirke Neumarkt und Namslau mit fast fürstlicher, nur durch die jährliche

Ratswahl beschränkter Gewalt regierte. Er ist geboren 1498, war 16 Jahre lang (1551—1567) Hauptmann und starb im Jahre 1569. Sein Nachfolger in der Hauptmannschaft war Servatius Reichel, der aber auch schon 1569 starb und die Regierung der Stadt dem in unserer Urkunde an dritter Stelle genannten Albert Sawermann († 1572), dem Sohne einer sehr alten Ratsfamilie, hinterließ. Dem wieder folgte (von 1573—1587) Nikolaus Rehding, der in den Urkunden von 1565 als Schöffe genannt wird, in denen von 1578 und 1581 aber schon als Hauptmann an der Spitze des Rates steht. Der Name seiner Familie ist durch die Rehdingersche Bibliothek und die Rehdingersstraße noch heute unter uns lebendig. Diesem Rehding folgte — um das gleich voraus zu nehmen — im Ältestenamte Abraham Jendawitz, vermählt mit einer Tochter aus dem Hause Rehding, der in den Urkunden von 1578 und 1581 als Ratmann verzeichnet ist. Er starb 1606. So lassen unsere Urkunden fünf einander folgende Landeshauptleute des Fürstentums Breslau vor unseren Augen erstehen, die über ein halbes Jahrhundert unsere Stadt regiert haben. Auch unter den übrigen Ratmännern und Schöffen sind Namen von gutem Klang. Der Kämmerer Benedikt Distler hat sich durch Stiftungen, der Schulpräsident Hanns Mornberg durch seinen Eifer für die Sache des Luthertums hervorgetan. Als — nicht lange vor unserer Urkunde — ein heftiger Streit über die Abendmahlslehre auf den Breslauer Kanzeln ausgebrochen war, berichtete Mornberg darüber an Melanchthon und empfing von ihm eine ausführliche Antwort.

Die Schöffen werden in den Urkunden von 1578 und 1581 näher bestimmt durch den Relativsatz „und so die Gerichte verwaltet“. Sie wurden alljährlich von den Ratmännern erwählt, um unter dem Vorsitz des Hauptmanns oder des mit seiner Vertretung in Gerichtssachen betrauten Stadtvogtes zu Gerichte zu sitzen. Die in unseren Urkunden genannten Schöffen haben sämtlich früher oder später auch die Ratsherrenwürde bekleidet. Einer von ihnen — Adam Heugel — wurde 1572 wegen seiner Schulden seiner Ratsherrenwürde entsetzt.

Unter den Syndici begegnen wir Dr. juris Johannes Heß, einem Sohne des Reformators. Unter den Stadtschreibern ist Franz Haber, genannt Ködrik, der Verfasser des Gedichtes „Sabothus sive Silesia“ („Der Zobten oder Schlesien“) hervorzuheben. Als den eigentlichen Erbauer der Turmhauben nennen uns unsere Urkunden den Zimmermann Andreas Stellauf, der auch den schönen Turm unseres Rathhauses erbaut hat. Neben ihm verdient der Bildhauer Jacob Groß, der vom 5. Juli bis 23. Dezember 1580 die Kanzel unserer Magdalenenkirche aus Marmor und Alabaster vom Zobtengebirge geschaffen hat, ehrende Erwähnung. Noch heute ist in der Gemeinde die Sage lebendig, daß er als ein junger Geselle eines Ratsältesten Töchterlein auf offenem Ringe geküßt, daß der erzürnte Vater ihm anfangs ihre Hand verweigert, aber seinen Widerspruch aufgegeben habe, als Groß sein Meisterwerk, „den neuen Predigtstuhl von Magdalenen“, vollendet hatte. Am 23. Dezember 1580, also vier Tage, ehe der Knopf des Nordturmes herunterfiel, wurde die Kanzel von dem damaligen Pastor primarius Lucas Pollio „mit einer christlichen anmutigen Frühpredigt bei großer Menge der Zuhörer eingeweiht“. „Auf der alten Kanzel ist das

Evangelium rein und lauter gepredigt worden 57 Jahre und 2 Monat. Hülfe Gott, daß es ferner also bis zur Auferstehung der Toten gepredigt werde.“ So schreibt der Diaconus von Magdalenen, Nikolaus Pol.

Nunmehr müssen wir — und kommen damit zu dem, was die Südturm-urkunde von 1565 Besonderes hat — der Geistlichen gedenken, die auf dem Blatte erwähnt sind. Adam Curaeus, geboren am 17. Juni 1527 in Freystadt in Schlesien als Sohn eines Tuchmachers, der — obwohl nur ein Handwerker — so gelehrt war; daß er die letzten Tage seines Lebens über der Übersetzung einer Schrift des Erasmus saß, und so angesehen, daß er zum Stadtrichter seiner Heimatstadt erwählt wurde, erfuhr seine Schulbildung durch den berühmten Pädagogen Trozendorff in Goldberg und studierte dann in Wittenberg zur Zeit Luthers und Melanchthons. Dort wurde er Magister philosophiae. Nach kurzer Predigtthätigkeit an St. Barbara wurde er 1558 Pastor primarius an der Magdalenenkirche. Zur Zeit unserer Urkunde war er auch mit der Inspektion des geistlichen Ministerii betraut. Den größten Tag seines Lebens hatte er zur Zeit des Huldigungsbesuches König Maximilians II., von dem wir ausgegangen sind. Gleich nach seinem Einzug am 6. Dezember 1563 hatte sich der König mit Gefolge vom Ringe aus die Albrechtsgasse entlang über den Neumarkt und den Sand zur Dominsel begeben, war auf der Dombrücke feierlich vom Bischof empfangen und „unter einem seidenen Himmel mit Gesang und Klang in St. Johannis Kirche (den Dom), so mit Rosmarin und andern lieblichen Kräutern bestreuet, beleitet“, hatte sich von einem Throne vor dem Hochaltar aus ein „Te Deum laudamus“ angehört, den Segen empfangen und sich so öffentlich als gut katholischer Fürst gezeigt. Trotzdem suchte Adam Curaeus für die evangelischen Geistlichen der Stadt eine besondere Audienz nach, wurde am 28. Dezember mit seinen Kollegen auf der königlichen Burg empfangen und durfte hier dem König unter anderem sagen: „Uns ist gar wohl wissend, daß Eure königliche Majestät auch die Wahrheit des Evangelii festiglich erkennet, beständig erhalten und geschützt haben.“ Das eigene Bekenntnis der evangelischen Geistlichkeit faßte er in die Worte: „Wir bekennen standhaftig die Prophetischen und Apostolischen Schrifften, das Nicaeische und Athanasianische Symbolum und alle gottselige (d. h. schriftgemäße) Concilia und eben diese Lehre, welche in der Augspurgischen Confession verfaßt ist. Wir behalten alle Ceremonien der alten Kirchen, welche ohne Aberglauben können gebraucht und erhalten werden. Unter den Lehrern ist eine wahre Einigkeit und herzlichliche Vertraulichkeit, und ist unsere Kirche keineswegs mit irrigen Meinungen besleckt.“ Er erhielt eine sehr gnädige Antwort, in der der König nur vor der Schwencfeldischen Sette warnte, im übrigen den Evangelischen Schutz und Schirm verhielt. Dieser Tag war ein Ereignis in der Geschichte der Reformation in Breslau. Adam Curaeus war ein Mann von versöhnlicher Gesinnung: Während des Abendmahlsstreites, in dem Hans Mornberg an Melanchthon schrieb, bekennet er in einem Briefe an Melanchthons Schwiegersohn, „wie er bei diesen Dingen stille saße und weder auf der Kanzel, noch bei Gastereien etwas davon redete“. So wird dem vortrefflichen Manne nachgerühmt, daß er viel Mühe „zur Erhaltung der Zusammenstimmung“ unter den Geistlichen aufgewandt habe. Über seine Predigtthätigkeit hören wir, daß

er in dem Jahre unserer Urkunde 1565 mit der 428. Predigt eine Auslegung des Psalters, die er durch 9½ Jahre der Gemeinde vorgetragen hat, abgeschlossen habe. Er starb, kurz nachdem sein Name auf unser Pergament gesetzt war, im Jahre 1566. In diesem Jahre wurden Bittgottesdienste wegen der Türkengefahr in Breslau eingerichtet; dabei wurden von Curaeus verfaßte Gebete vorgelesen. Von den übrigen Geistlichen der Magdalenenkirche, die 1565 amtierten, ist wenig zu berichten: Michael Hermann aus Sagan, Thomas Pol aus Oels und Franz Sirling aus Neißewaren Schüler Melancthons. Pol, der im Jahre 1568 von einer mit der Pest infizierten Person im Beichtstuhl angesteckt, erst 37 Jahre alt, starb, ist der Vater des mehrfach erwähnten Diaconus Nikolaus Pol, des Geschichtschreibers. Franz Sirling, der 1611 74 Jahre alt auf dem Wege von einer Krankencommunion vom Schlag getroffen wurde, hat sich als exegetischer Schriftsteller betätigt. Das Primariat der Elisabethkirche war zur Zeit unserer Urkunde vakant, da Johannes Aurifaber, der in dieses Amt berufen war, es erst 1567 antrat. Inzwischen versah Magister Johannes Scholz, Ekklesiast bei St. Elisabeth, die Obliegenheiten des Primarius mit dem Titel Propästor. Von den Diaconen hat sich Popp durch testamentarisch ausgesetzte Stipendien verdient gemacht. Kaspar Weigler, ein Schüler der Wittenberger Reformatoren, war verheiratet mit Elisabeth Winklerin, einer Tochter des in unserer Urkunde erwähnten Rektors des Gymnasiums von St. Elisabeth, Andreas Winkler. Sie wird als ein „besonderer Gelehrsamkeit halber berühmtes Frauenzimmer“ bezeichnet und hat schon in zarter Jugend eine lateinische Rede gehalten, die dem Reformator Moiban so gefiel, daß er sie drucken ließ.

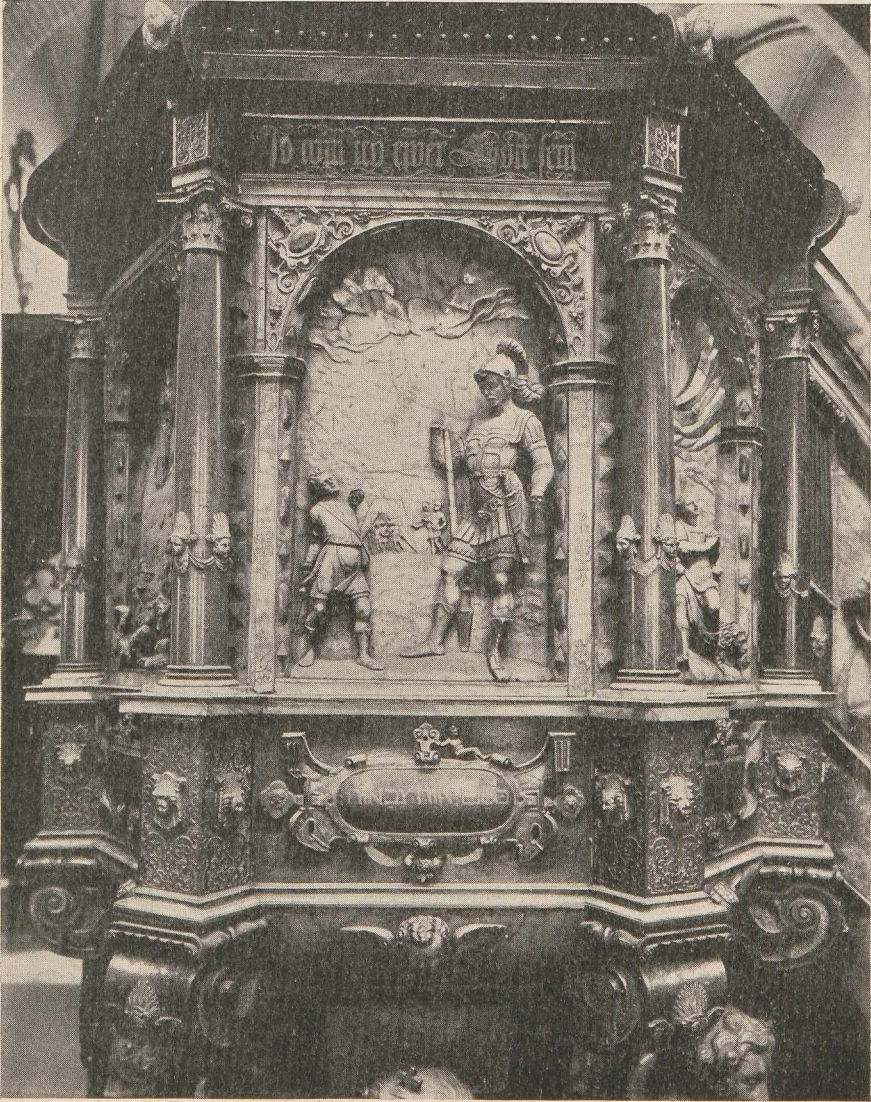
Von den beiden lateinischen Nachschriften der Südturmurkunde ist die erste besonders interessant. Sie hat eine überzeugende Erklärung durch Herrn Gymnasialdirektor Professor Dr. Seit in Nr. 340 der „Schlesischen Zeitung“ gefunden, die wir hier mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers abdrucken:

„In dem kürzlich abgenommenen Knopf des Südturmes der Magdalenenkirche wurde ein Pergamentblatt mit Nachrichten über die Erbauung der Türme gefunden. Am Ende steht nach den bisher veröffentlichten Mitteilungen das Distichon:

Hæc prostrata solo Faunus cum culmina vellet
 Maximus huic obstans: cresecite, Caesar ait.

(Während Faunus diese Spizen zu Boden gestreckt haben wollte, sagte der größere Cäsar ihm widerstehend: Wachset.) Die Verse haben den damaligen Rektor des Magdalenen-Gymnasiums Martin Helwig zum Verfasser, einen jüngeren Freund des vielgerühmten Breslauer Stadtschreibers Franz Haber genannt Ködritz.

Die zweite Nachschrift steht auf der Rückseite des Südturm-Pergaments und enthält die Bemerkung, daß der greise Rektor der Elisabethschule, Magister Andreas Winkler, 44 Jahre im Schuldienst tätig sei und sein Amt und Leben so geführt habe, daß er mit Recht von sich sagen könne: „Ich wälze den Felsen nun lange genug.“ Wie diese persönliche Notiz auf die offizielle Urkunde gekommen ist, wird sich schwer sagen lassen. Jedenfalls zeigen sie die enge Verbindung von Kirche und Schule in jenen Tagen.



Teilansicht der Kanzel

Die Urkunden von 1578 und 1581 (S. 86 — 88) sind einander so ähnlich, daß man annehmen muß, der Verfasser des Pergamentsblattes von 1581 habe ein noch vorhandenes Konzept aus dem Jahre 1578 benutzt. Freilich erscheint dann die wunderbarlich von einander abweichende Orthographie der beiden Schriftstücke merkwürdig. Sie würde sich aber leicht erklären, wenn dem Schreiber von 1581 sein Text nach einem Manuskript von 1578 diktiert worden wäre. — Über die auf den beiden Schriftstücken genannten Personen ist zum Teil schon gesprochen worden. Nur die „Pastoren und Predikanten des göttlichen Wortes“: Esaias Heidenreich, Lucas Pollio und Johann Scholz bedürfen noch der Erwähnung. Der erstere wurde 1567 Aurifabers Nachfolger als Kircheninspektor und Pastor primarius von Elisabeth; er machte sich verdient durch organisatorische Maßnahmen, durch seine Predigtthätigkeit und literarische Veröffentlichungen und starb 1589 im Alter von 57 Jahren. Lucas Pollio (eigentlich Pollach), wiederum ein Schüler Melancthons, wurde, nachdem er eine Zeitlang Diaconus an Elisabeth gewesen, der Nachfolger des Adam Curaeus im Primariat unserer Kirche, deren Kanzel, wie schon erwähnt, und deren Taufstein von ihm eingeweiht wurden. Er hatte als Prediger großen Zulauf. Auch die von ihm in Druck gegebenen Predigten fanden guten Absatz und wurden sogar ins Lateinische übersetzt. Er war ein schwächlicher, hagerer Mann; seine Kränklichkeit in den letzten Jahren wurde von seinen Freunden auf „allzuviel Lesen der Kirchenväter und allzuheftige Bewegung beim Predigen zurückgeführt“. Als der Turmknopf 1580 abfiel, hielt man das für ein Vorzeichen seines Todes. Er starb im Jahre 1583, erst 47 Jahre alt. Archidiaconus Sirling, der später sein Schwiegersohn wurde, hielt ihm die Leichenrede. Magister Johannes Scholz endlich, der auf seines Lehrers Melancthon Verwendung durch Hanns Mornberg als Professor ans Elisabethgymnasium berufen wurde, dann, wie oben erwähnt, Proposant an dieser Kirche war, wurde 1572 im Beisein des Hauptmanns Nicolaus Rehdiger und des Ratmanns Abraham Jenckwitz durch den Kircheninspektor Heidenreich in das Amt eines Propstes zum heiligen Geist und Pastors von Bernhardin eingeführt und war bis zu seinem Tode 1583 in diesem Amte.

Das Jahr 1577, in dem der Knopf des Nordturmes herabstürzte, war für Breslau durch den Einzug und mehrere Wochen währenden Aufenthalt Kaiser Rudolfs II., der wie Maximilian mit großer Pracht empfangen und bewirtet wurde, ausgezeichnet. Der Turmknopf fiel ebenso wie der des Südturmes im Jahre 1580, ohne Schaden anzurichten, herunter. An dem Südturmknopf sieht man noch deutlich die Beschädigungen, die er bei dem Fall erlitten hat: zwei Löcher an der unteren und eine Bresche an der oberen Halbfugel, die 1581 sorgfältig mit gehämmertem, vergoldetem Kupfer wieder zugeflückt worden sind. Der Knopf hat einen Durchmesser von 0,90 m. Die Stärke seiner Kupferwand beträgt 2 mm. Die Fahne ist 47 cm hoch und 1,45 m lang. Nach Pöls Chronik (IV, 104) hat sich außer der Urkundenbüchse im Südturmknopfe 1580 auch ein Kästlein gefunden „mit den Locis communibus Herren Philippi und dem kleinen Cathedismo Lutherie“. Diese Bücher müssen unsere Väter trotz der Versicherung, die „Monumenta, so zuvor propter memoriam in den Knopf gelegt worden, dahin

wieder verwahren“ zu wollen, nicht wieder hineingelegt haben; denn bei der Abnahme und Eröffnung des Turmknopfes am 6. Mai 1909 fand sich keine Spur davon vor, und eine völlige Zerstörung durch die Zeit ist doch wohl schwerlich anzunehmen.

* * *

Dem innerkirchlichen Wesen der Breslauer Kirchgemeinden haben wir aus den ersten Jahrhunderten der evangelischen Zeit viele einzelne, leider sehr zerstreute Nachrichten. Die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen der Kirchenbücher von St. Maria Magdalena reichen glücklicherweise noch in die Zeit des D. Heß zurück. Sie lauten:

Die erste Taufeintragung bei St. Maria Magdalena.

25. Dezember 1569.

Pater: Hans Zirne ein Schneider.
Mater: Magdalena.
Infans: Adam.
Compatres: Herr Lucas pollio prediger bey dieser Kirchen
Jeremias Behme
Fraw Hedwig hans Birke eines Fleischers Hausfraw.

Die erste Traueintragung.

In julio 1542.

Benisch Fogel, ein Furtnecht, Hedwigiz Stepfan Hofmanyn caspar
Urbanz Hauzgenöshin von Schedewittib.

Die erste Beerdigungs-Eintragung.

26. Decembris 1616.

George Prasse, Kretschmer auf der Olischengasse.

Eine grundlegende Befestigung der neuen kirchlichen Lage brachte der Majestätsbrief des Kaisers Matthias 1609 für alle Protestanten unter österreichischer Hoheit. Breslau wurde dadurch eine eigene Kirchenprovinz. Das Evangelische Stadtkonsistorium wurde errichtet, dem die evangelischen Bürgermeister vorsaßen. Zu den geistlichen Mitgliedern gehörten von Amts wegen die ersten Pfarrer von Elisabeth, Magdalena und Bernhardin. Die neue Verfassung vom 28. Februar 1925 hat die Grundlagen jener Zeit wieder aufgenommen. Unter kräftigem Bürgersinn und evangelischer Treue ist das Kirchenwesen von 1609 ab immer mehr zu einer Eigenart unserer alten Stadt gewachsen. Über die Einzelheiten des Kirchentums geben kleine Aufsätze Kunde, die in unserm über 100 Jahre alten „Breslauer Kirchlichen Wochenblatt“ 1911 — meist aus der Feder von P. prim. Bederke-Paulus — erschienen sind. Wir dürfen uns in den folgenden Bildern an diese Skizzen halten.

In den katholischen Kirchen fanden zur Zeit der Reformation in allen Hauptkirchen am Sonntag drei Gottesdienste statt. Der erste früh zwischen

5 und 7, in welchem Predigt und Messe gehalten wurde, der zweite zwischen 8 und 11, die sogenannte Hohe Messe, in ähnlicher Ordnung, der dritte zwischen 1 und 3 Uhr mit Predigt und Segen. An Wochentagen fand früh und nachmittags eine Messe stand. Luther hat mit weißer Vorsicht nur auf das Wesentliche gesehen; an Stelle des Chorsingens setzte er den Gemeindegesang und schlug vor, eine Frühpredigt mit Gesang vor- und nachher, daran sollte sich Kirchengebet, dann die Kommunion anschließen, ebenso nach der zweiten Predigt um 11, während der Nachmittagsgottesdienst ohne Abendmahl gefeiert werden sollte. Nach diesen Vorschlägen richteten Heß und Moiban, denen bald 1526 die Bernhardin-Gemeinde folgte, mit Übereinstimmung des Magistrats die Gottesdienste ein. Statt der lateinischen Chorgesänge wurden deutsche Gesänge, die die ganze Gemeinde sang, gesetzt, wobei man sich schon 1525 eines besonders gedruckten kleinen Gesangbuches, mit einer Vorrede Luthers herausgegeben, bediente. Das Buch, viereinhalb Bogen stark, ist bei Adam Dyon gedruckt.

Mit Luthers Übereinstimmung ließ Heß in Wittenberg 1525 für die breslauischen Kirchen ein Büchlein drucken: „Gemeine Fürbitt auf die Sonntage und großen Feste durchs Jar zu Breslaw“, welches Formulare für Dank-sagungen, Aufgebote, Fürbitten, Kirchengebete und Kollekten-Anzeigen enthielt. Seit 1526 wird der Morgengottesdienst genau mit der Predigt verbunden. 1537 wird beschlossen, daß Morgen- und Abendglocke bei Auf- und Zuschluß des Tores geläutet werden soll. 1558 werden die Morgen- und Nachmittagspredigten einzeln geordnet, seit 1570 die biblischen Lektionen bei jedem Morgengebet, seit 1572 die Passionspredigten, seit 1634 das allgemeine Kirchengebet. Heß ist der erste, der für die Getauften, Getrauten und Verstorbenen seit 1542 Kirchenbücher einführte. Über die Gottesdienste der einzelnen Kirchen erzählt uns der alte Chronist folgendes:

Bei Elisabeth ward zur Frühpredigt um 4 (!) geläutet, um $\frac{1}{4}5$ wurde angefangen zu singen, und zwar zwei Lieder und das Lutherlied: „Wir glauben all' an einen Gott“. Dann folgte eine Predigt, die von einem Diakon gehalten wurde, und zwar über ein Stück aus dem Katechismus, dann erst über das Evangelium des betreffenden Sonntages, das in einem kurzen Sermon erklärt wurde. Der Gottesdienst mußte um 6 Uhr beendet sein. An hohen Festtagen war nur Predigt über einen Evangelientext, dann folgten Beichte und Absolution, dann die „Abfündigungen“ (Fürbitten, Anzeigen usw.). (Diese werden in jedem der drei Gottesdienste verlesen.) Am Schluß stand die Feier des hl. Abendmahls. Um 7 Uhr wurde zum Hauptgottesdienst eingeläutet. Nach einem Morgenlied folgte die Liturgie am Altar, gehalten vom Wochengeistlichen; während dieser wurde vor und nach dem Vorlesen der Epistel gesungen und musiziert; nach dem „Glaubenslied“ und dem Predigtlied hielt der Inspektor oder „der ihn vertritt“ die Predigt, die meist um 8 begann und eine reichliche Stunde (!) dauerte. Im Bedarfsfalle schloß sich auch an diesen Gottesdienst Kommunion, bei welcher die Liturgie lateinisch, die Einsetzungsworte deutsch gelesen wurden. Zum Nachmittagsgottesdienst wurde um $\frac{1}{2}1$ geläutet, um 1 begonnen, um 2 Uhr geendet. In diesem Gottesdienst predigte der Ekkelesiast stets über die Epistel. In der Woche fanden in der Regel zwei Predigten, eine Mittwochs, die andere Frei-

tags statt, beide waren mit Abendmahlsfeiern verbunden. Daneben sind von frommen Kirchgängern eine Reihe Predigten zu besonderen Anlässen gestiftet worden (z. B. Gewitter-, Ernte-, Ewigkeits-, Schulpredigten usw.).

Von Magdalenen wird mitgeteilt, daß die Fest- und Sonntagsgottesdienste zu derselben Stunde stattfanden wie bei Elisabeth. Als besonders wird hervorgehoben, daß die Mittwochpredigt der Pastor primarius zu halten hat, während bei dem anderen Gottesdienste die Geistlichen wechselweise zu predigen haben. Die Magdalenenkirche ist reich an Legaten für „soleenne Musik“.

In der Christophorikirche ist nach der Reformation vor- und nachmittags polnisch gepredigt worden, im Jahre 1611 hat Nikolaus Hene am Sonntag Lätare zum erstenmal deutsch gepredigt; die Kommunion fand aber nach wie vor in polnischer Sprache statt. An hohen Festtagen wurde vor der Predigt „eine schöne Musika gehalten“; wegen der Dienstboten, die zahlreich diese Kirche besuchten, wurde nachmittags in deutscher Sprache über die Evangelientexte gepredigt.

Nach einer Verfügung des Kircheninspektors D. Burg wurden seit 1741 in den Breslauer Kirchen die Gottesdienste etwas später gelegt. Die Kirche sollte zwar um $\frac{1}{4}5$ geöffnet werden, um Leuten, die früh beichten wollten, dazu Gelegenheit zu geben, die Predigt sollte aber erst um $\frac{1}{2}6$ beginnen, mußte aber um 7 Uhr beendet sein, damit um diese Zeit die Abendmahlsfeier stattfinden konnte. Die Hauptpredigt wurde jetzt erst um 8 und $\frac{1}{2}9$ eingeläutet, das Orgelvorspiel begann um $\frac{1}{4}9$, der Gesang um $\frac{1}{2}9$, die Predigt um 9 Uhr. Auch der Nachmittagsgottesdienst wurde um eine Stunde später gelegt, und zwar so, daß von 1—2 Uhr Gesang und Musik, von 2—3 Uhr die Predigt stattfand. Diese Verordnungen blieben mit geringen Veränderungen. Aus dem „Kirchlichen Wochenblatt“ lesen wir 1814, daß der Frühgottesdienst um $5\frac{1}{2}$, der Hauptgottesdienst um 9, der Nachmittagsgottesdienst um $1\frac{1}{2}$ Uhr stattfand. Von 1869 an sind die gottesdienstlichen Zeiten 6 (Winter 7), 9, 2 Uhr, Bernhardin verlegte seit 1877 die 2 Uhr-Gottesdienste im Winter auf 5 Uhr; ihr folgten nach Einführung der Beleuchtung bald alle Kirchen nach.

Noch ein Wort über den „Klingelbeutel“. Seit 1697 wurde mit diesem in der Bernhardinkirche zuerst der Versuch gemacht, und seit 1704 ist er in allen übrigen Kirchen eingeführt. Man wollte damit eine neue Einnahmequelle für die Versorgung der Armen schaffen. Doch wurden von dem Ertrage auch die sechs untersten Lehrer des Elisabeth- und Magdalenen-Gymnasiums unterstützt, ja an hohen Festtagen benützte man den Ertrag des Klingelbeutels zur Gehaltsaufbesserung des ersten Pastors. (!!) Gar bald wurden recht betrübende Erfahrungen laut; der erhoffte Beitrag fehlte. Manche gaben nichts, einige „höses“ Geld, Blech, Blei, Nadeln, zerklöpftes Geld. Diejenigen, die aber in den Klingelbeutel etwas gaben, legten nichts in den Gotteskasten. So wurde er in späteren Jahren wieder abgeschafft. —

Eine besonders eigenartige Stellung in den Gottesdiensten nahmen die „Choralisten“ ein. Für diese sind 1741 vom Breslauer Magistrat besondere Verordnungen erlassen worden, aus denen wir folgendes entnehmen: Wer von den vorgeschrittenen Gymnasiasten im Choral und Figural besonders geübt ist, an Jahren und Statur dazu geeignet erscheint und einen guten

Lebenswandel führt, darf bei den Pfarrkirchen nach bestandener Prüfung als Choralist angestellt werden. Zur Verrichtung ihres Kirchendienstes sollen die Choralisten an Wochentagen Schlag 7 und zur Versper Punkt 2 erscheinen, die Gesänge mit gebührender Andacht verrichten, dabei die Augen nicht in der Kirche herumschicken, sondern sich bescheiden und aufmerksam zeigen, damit niemand Ursache habe, ärgerlich über sie zu sein. In den Früh- und Mittagspredigten sollen zwei Choralisten „in ehrbaren Kleid“ die Gesänge in richtigem Ton und Melodie anfangen und der Gemeinde mit andächtigem Singen vorangehen; Mittwochs bei Elisabeth und Freitags bei Magdalena sollen alle Choralisten nach beendeter Frühpredigt die Litanei singen.

Im Laufe der Zeiten hat sich hieraus an den Hauptkirchen ein bezahltes Amt, das der Choralisten, entwickelt, das heut noch bei Elisabeth und Magdalena vorhanden ist, das aber nach neuesten Beschlüssen nach dem Ableben der gegenwärtigen Inhaber nicht mehr erneuert werden soll. An ihre Stelle treten zur Ausschmückung der Gottesdienste die Kirchenchöre.

Der in der Gemeinde seit der Reformation eingeführte Gesang bei den Gottesdiensten zeitigte das Bedürfnis, eigene Gesangbücher zu schaffen. Das älteste Gesangbuch ist ein Büchlein „Geistlicher Gesänge, Psalmen usw.“, das 1525, Mittwoch nach Ostern, in Breslau gedruckt, von Adam Dyon herausgegeben und für den ersten evangelischen Gottesdienst, Sonntag nach Ostern 1525, bestimmt war. Von diesem Büchlein wurden eine Reihe erneuert und bedeutend vermehrte Ausgaben veranstaltet, und die große Menge frommer Liederdichter aus dem 16. und 17. Jahrhundert boten zu diesen Erweiterungen hinreichenden Stoff. Solch neue Auflagen erschienen: bei Scharfenberg 1555, bei Georg Baumann 1591, bei Georg Baumann jun. 1618, bei Kaspar Klossmann, bei Röwer 1685. Bei Baumanns Erben erschien 1718 ein „Vollkommenes Schlesiſches Kirchen Gesangbuch“, worinnen diejenigen Lieder zusammengetragen waren, die bei öffentlichen Gottesdiensten bisher üblich gewesen, nebst einem Register „über die fremden Worte, die in einzelnen Gesängen befindlich, dabei eine Vorrede des Herrn Caspar Neumann, weiland der Ev. Kirchen und Schulen in Breslau Inspektor“. Dieses Buch enthält 513 Lieder und ist genau nach den fünf Hauptstücken des Lutherischen Katechismus eingeteilt. Es will als „Privatwerk“ aufgefaßt sein und alle die Lieder, die bei allen kirchlichen Gelegenheiten gang und gäbe waren, in einem Buch zusammenfassen.

Mit Bewilligung des Stadtkonistoriums wurde dieses Buch vom damaligen Kircheninspektor Burg, früher Pastor an St. Maria Magdalena, 1742 neu umgearbeitet und aus Schlesien mit soviel Beiträgen Schlesiſcher Lieder ausgestattet, daß es fast 2000 Lieder enthielt.

Burg schrieb „das Breslauer Gesangbuch, darinnen auf die Sonn- und Festtage und sonst in allerlei Zeiten von altersher und zu neuern Zeiten bewährte Evangel. Lieder nebst einem Anhang von Gebeten zu frommer Christen Kirchen- und Haus Andacht gesammelt worden“. So lautet der Titel des Buches, das bis 1780 sechs Auflagen erlebte. In seinem 20 Seiten langen Vorwort bespricht er, „was zur Vermeidung des Mißbrauchs Geistlicher Lieder bei öffentlichen und besonderem Gebrauch billig zu beobachten sei und wie den Anstößen, die der Unbefehrte, der Spötter, ja auch der Fromme



Kanzeltreppe

daraus entnehmen könnte, abzuheffen sei". Burg hat zu den bekann-
 ten Liedern alle Lieder Neumanns und Schmolks aufgenommen, ja auch alle
 Lieder seiner Zeit, welche wegen ihres erwecklichen Inhalts bekann-
 t geworden. Die sonst sehr nützlichen Überschriften „von des Liedes Inhalt“ hat er weg-
 gelassen und die Lieder möglichst ungekünstelt, soweit das bei der Menge der
 in dem Liede enthaltenen verschiedenen Gedanken möglich war, in übersicht-
 liche Abteilungen einrangiert. Burg verwahrt sich dagegen, daß sein Gesang-
 buch ein Konkurrenzunternehmen gegen das in der Baumannschen Druckerei
 erschienene alte „Schlesische Gesangbuch“ sein will, das ja eben in verstärkter
 und vermehrter Auflage erschienen sei. Dem Liederbuch ist ein 90 Seiten
 starkes Gebetbuch beigelegt. Recht interessant ist neben dem allgemeinen
 Register ein zweites Register, in dem für alle Sonntage des Kirchenjahres alle
 zum Evangelientext und alle zum Episteltext passenden Lieder zusammen-
 gestellt sind. — So sehr Burgs Gesangbuch bei seinem ersten Erscheinen alle
 damals vorhandenen Sammlungen an Auswahl und Zahl bei weitem über-
 traf, machten sich doch in der folgenden Zeit eine Reihe von Verbesserungen
 notwendig. Das alte Burgsche Buch bestand aus einer Überzahl von 1920
 Liedern, von denen 200 überhaupt nicht gesungen werden konnten, weil sie
 entweder keine Melodien hatten, oder längst nicht mehr bekann-
 t waren. Der größere Teil der Lieder hat auch nach dem poetischen Gehalt dem fortschrei-
 tenden Zeitgeist längst nicht mehr Schritt gehalten. Die Kaufmannschaft
 ersuchte den Magistrat schriftlich, ein neues Gesangbuch „obrigkeitlich“ heraus-
 zugeben. In einer auf dem Rathause 1797 abgehaltenen Kommissionsitzung
 wurde Kirchen-Inspektor D. Gerhard beauftragt, einen Entwurf vorzulegen,
 der die Genehmigung des Magistrats fand. Trotzdem hielt es Gerhard für
 ratsam, zumal sich in Breslau der Widerstand regte, seinen Entwurf den
 „Mitteln, den Zünften, der Kaufmannschaft“ vorzulegen; und als diese
 wenig auszusetzen hatten, wurde im Juli 1798 auf Beschluß des Königlichen
 und des Stadtkonistoriums die Ausarbeitung des neuen Buches Gerhard
 schriftlich und mündlich übertragen. Mit Hilfe von Propst Rambach, Senior
 Menzel-Elisabeth, Subsenior Fischer, Diakonus Eifemann-Magdalena und
 Senzel-Ekstaufend ging das Buch bald seiner Vollendung entgegen. Es war
 der allgemeine Wunsch der Kommission, die Anzahl der Lieder bedeutend
 zu vermindern; doch konnte der erste Plan, die Zahl von 1929 auf 1000 herab-
 zusetzen, nicht inne gehalten werden, weil bei der Sammlung der Lieder aus
 anderen guten Gesangbüchern sich eine solche Fülle guter Lieder ergab, daß
 die Zahl auch bei größtem Maßhalten doch um 170 überschritten werden mußte.
 Aus dem alten Gesangbuch sind gegen 350 in das neue Gesangbuch übertragen.

Am Palmsonntage (6. April) 1800 erschien zum ersten Male „Das Neue
 Evangelische Gesangbuch“ im Verlag von Wilhelm Gottlieb Korn. — Der
 Verfasser verteidigte wie in dem großen Vorworte so in seiner Amtspredigt,
 die er an diesem Tage hielt, die Berechtigung zur Einführung. Wenn er auch
 bis jetzt kein Wort darüber gesagt, um den Schein zu vermeiden, als ob „er
 seine saure Arbeit preisen wollte“, so wolle er jetzt, wo sein Buch zu einem
 Zeichen wird, dem widersprochen, mit gutem Gewissen bekennen, daß er
 diese Tat auch nicht in der Todesstunde bereuen wolle, „denn ich bin mir
 vor Gott bewußt, daß ich die nicht eigenmächtig übernommene, sondern mir

aufgetragene Arbeit mit dem redlichsten Sinne und durchaus in der Absicht, die Ehre Gottes und Jesu Christi und die allgemeine Erbauung zu fördern, verrichtet habe, wenn es auch der Kraft eines armen schwachen Menschen nicht möglich war, etwas Vollkommenes zu liefern". Gerhards Gesangbuch fand bei vieler freudiger Anerkennung auch harten Widerspruch, besonders von denen, die lieber beim alten „Burg“ bleiben wollten. Ein Fortschritt kam. Nach gründlicher Vorarbeit der Pastoren Laffert-Salvator, Weiß-Magdalena, Sybel-Reichenbach und des Schulrats Stolzenburg-Liegnitz erschien am Luthertage 1857 im Kornschens Verlage, herausgegeben von Generalsuperintendenten D. Hahn, das „Evangelische Kirchen- und Hausgesangbuch für die Königl. Preuß.-Schles. Lande“. Es umfaßt außer 1652 Liedern ein Lektionarium, enthaltend die sonntägl. Episteln und Evangelien, die Leidensgeschichte Jesu, die „Zerstörung Jerusalems“, die drei allgemeinen Glaubensbekenntnisse der christl. Kirche, die Augsburger Konfession, den kleinen Katechismus Luthers und eine große Anzahl von Gebeten. Immer war also Breslau die Stelle, von der die Anregung und die Durchführung ausging, wenn es sich um das gottesdienstliche Lied handelte. Kirchenlied und Kirchenmusik haben in unseren alten Gemeinden und Kirchen eine besondere Pflegestätte. Die Geschichte der Kirchenmusik bei St. Maria Magdalena ist leider noch fast unbekannt.

Ein hochinteressantes Kapitel aus der Breslauer Kulturgeschichte bilden die alten Hochzeits-, Tauf- und Beerdigungs-Ordnungen, die der Breslauer Magistrat seit 1565 zu verschiedenen Zeiten herausgegeben hat. Meistens fühlte er sich in Zeiten der Not, besonders in Kriegszeiten, veranlaßt, seine mahnende Stimme zu erheben.

Mit der Zeit hatten sich die Morgen- oder Abend-Hochzeiten herausgebildet, d. h. solche Brautpaare, die am Morgen oder Mittag, und solche, die zur Abend- oder Desperzeit ihren Kirchgang hielten. Für die Morgen-Trauung wurde bestimmt, daß, falls sie Sonntag treffe, das Brautpaar spätestens um 11 bis $\frac{1}{4}$ 12, an Werktagen spätestens um 1 Uhr in der Kirche sein muß; bei Abendhochzeiten muß das Brautpaar, „ehe es 4 schlägt“ in der Kirche sein, widrigenfalls für jede Viertelstunde Verspätung bei jeder Abendhochzeit 1 Reichstaler, bei jeder Morgenhochzeit $\frac{1}{2}$ Reichstaler Strafe zu entrichten sei. Haustrauungen dürfen nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Magistrats stattfinden gegen Zahlung von 20 Reichstalern an das Schulamt und gegen Entschädigung der sonstigen Accidentien, die dem Kantor, Organisten, dem Stadtpfeiffer und Glöckner zugefallen wären.

Über die „Kind-Taufen“ wurde folgendes bestimmt. Haustaufen dürfen nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Magistrats gegen Entschädigung von 12 Talern an das Schulamt vollzogen werden. Da vor der Kirche und vor dem Kaufhause oft Mäkelweiber sich herumtreiben, um zu betteln, soll ein Schwertdiener (Stadtsoldat) „zur Abstellung des ärgerlichen Unfuges“ gegen einen Lohn von 4 $\frac{1}{2}$ Gr. postiert werden. Der Rat hofft, daß auch bei den Taufessen unnötiger Überfluß an Speise, Konfekt und Trank vermieden wird.

Bei Begräbnissen soll den männlichen Begräbnis-Bittern für das Einladen zur Beerdigung jedem 30 gl., falls Briefe dabei auszutragen sind, noch 15 gl. als Entschädigung gewährt werden, ein Satz, der sich bei einer weiblichen Bittperson auf 1 Thl. erhöht, bei einfachen Begräbnissen auf 12 Gl. erniedrigt.

Damit all diese Bestimmungen genau befolgt werden, werden die Kirchschaffer von Elisabeth, Magdalena, Bernhardin verpflichtet, wöchentlich alle Freitage Verzeichnisse über die in letzter Woche gehaltenen Taufen, Trauungen und Beerdigungen einzureichen; ebenso wurde bestimmt, daß „die Bitter“ am Sonnabend diejenigen, die in dieser Woche Taufen, Beerdigung oder Trauung hergerichtet haben, ohne Aufforderung und Termin auf dem Rathaus zu erscheinen und „am Ratstisch“ vor dem Schöppen ein spezifiziertes Verzeichnis abzugeben haben, wieviel und was für Personen bewirbt, wieviel an Lohn bezahlt und wie sonst der vorgeschriebenen Ordnung „in all und jedem Punkt unausgesezt nachgelebt worden“ ist.

Die Begräbnisse im alten Breslau fanden nur des Nachmittags statt, sogar nicht vor der Vesper, damit die Schulkinder, die den notwendigen Begräbnis-Gesang zu leisten hatten, die Schulstunde nicht zu versäumen brauchten. Bei vornehmen Beerdigungen, die in der Abenddämmerung angesetzt waren, wurde großer Pomp entfaltet. Am sogenannten „Priestergang“ beteiligten sich sämtliche Diakonen, auch die Schüler beider Gymnasien durften bei einem feierlichen Begräbnis nicht fehlen. Neben dem sechsspännigen Leichenwagen gingen 50 Personen mit Windlichtern, an denen die Wappen angeheftet waren. Unter Glockengeläut wurden die Vornehmen meistens in einer Gruft in der Kirche beigesetzt. Bei Beerdigungen des Stadtoberhauptes wurde der Sarg von den „Ausreutern“ getragen. Unmittelbar hinter dem Sarge wurde das Pferd des Verstorbenen geführt, das dem Kircheninspektor als Leibesgabe für die Leichenrede geschenkt wurde. (!) Bei Beerdigungen eines Geistlichen trugen seine Amtsbrüder die Leiche. Die großen Begräbnisse fanden unter allgemeiner Beteiligung der Bürgerschaft statt, wobei die Frauen in weißen Umhängetüchern zu Grabe gingen, eine Sitte, die seit Leopold I. 1705 verboten wurde, und statt der weißen schwarze Tücher vorgeschrieben wurden. Bei bürgerlichen Beerdigungen stufte man ab, in solche wo acht, sechs, vier oder zwei Kerzen vorangetragen wurden und eine dementsprechend geringere Anzahl von Singschülern mitging. Die Leichen wurden meist von den Innungsgenossen oder von den Choralisten, d. h. älteren in Gesang und Musik tüchtigen Gymnasiasten getragen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß statt der früher den Choralisten mitgegebenen „Riechlein“ jetzt Zitronen ausgeteilt wurden; doch durfte dies nur bei ganz vornehmen Begräbnissen geschehen, ebenso wie nur bei solchen weiße Wachskerzen erlaubt waren.

Über die Totengräber ist damals des öfteren Klage geführt worden, daß sie z. B., falls sie nicht ihre gewünschte Bezahlung erhielten, Leichen bis fünf Tage liegen ließen, so daß die Innungen baten, ihre Toten selbst still begraben zu dürfen, wenn die nötigen Mittel fehlten, oder daß die Totengräber rohe, beleidigende Reden gegen die Hinterbliebenen ausgestoßen hätten, oder zwar ihre Tage gefordert, aber zu wenig Leute gestellt hätten. Um diese Übelstände zu beseitigen, wurden „Totengräberordnungen“ aufgestellt, aus denen wir folgende Punkte erwähnen möchten: Der Totengräber soll gottesfürchtig, fromm, stille und nüchtern sein; der Wein- und Bierhäuser, Kegel- und Tanzlokale in und außer der Stadt „sich eußern“.

Mit den Leichen, im Einschlagen, Aufsetzen, Abtragen, Einsenken „Christlich und bescheidenlich, nicht Stürmisch und Leichtfertig umgehen“.

Soweit die Leichen in keiner Gruft beigesezt wurden, bestattete man sie auf den Friedhöfen um die Kirchen in- und außerhalb der Festungsstadt. Interessant ist, daß die Bewohner die Beerdigungen auf dem „neuen Begräbnis“ (dem heutigen Salvatorplatz) ablehnten, weil sie eine Beerdigung vor den Toren als eine Pietätlosigkeit gegen die Toten ansahen. Erst die ausbrechenden Seuchen, die die Bergung der Leichen auf den Friedhöfen der inneren Stadt unmöglich machten, halfen das mittelalterliche Vorurteil besiegen. Man hat in alter Zeit die Armen ohne Sarg begraben. In einer Gebührenordnung des 17. Jahrhunderts, die im Turmknopf der Barbarakirche bei der Renovation gefunden wurde, lesen wir: „Von den bloßen Leichen, so sehr Viel bey Nacht One Sarche begraben werden (Sowol die Hospitalien Und almosen Diener) werden alle frey gelassen, bei den anderen beträgt die Gebühr für die Grabstelle in der Kirche von 10 Taler, bei Kindern 5—8 Taler, auf dem Friedhof bei Erwachsenen durchschnittlich ein Taler, bei Kindern (es sei Getaufft oder Ungetaufft) 24 gr.“ Seit 1673 hörte die Unsitte, ohne Sarg zu begraben, auf.

Als Breslau preußisch geworden, war eine der ersten Verfügungen Friedrich II.: Sämtliche Leichen müssen außerhalb der Ringmauern der Stadt begraben werden. Auf das inständige Bitten der lutherischen Bürgerschaft ließ sich der König nur dazu bestimmen, daß nur die Erbbegräbnisse in den Kirchen weiter bestehen sollten. Bei Begräbnissen mit Geläute (meistens wurde bei Elisabeth und Magdalena geläutet) mußte bei der Elisabethparochie außer den fünf Geistlichen der Pastor von Elftausend, Barbara und Salvator mitgehen, bei Magdalena außer deren Geistlichen die zwei Diaconen von Bernhardin und der Pastor von Christophori und Trinitatis. Die Bürgerschaft wurde haarscharf in vier Klassen eingeteilt, je nachdem mit 8, 6, 4, 2 Kerzen begraben wurde. Die Gebührenordnung von 1772 gibt ein hochinteressantes Bild von der Klasseneinteilung der damaligen Breslauer Bürgerschaft. Zur vornehmsten Klasse zählen Goldschmiede, Reichrämer, Schwarzfärber, Apotheker, Gastwirte, Gelehrte, Kaufleute, Kretschmer und Kürschnerälteste, Papiermacher- und Perückenälteste. 1786 erfuhr diese Gebührenordnung insofern eine Erweiterung, als zu den vier bürgerlichen Klassen zwei vornehme für den Adel, die höheren und niederen Beamten, und zwei geringere Stufen für die, die keiner Zunft angehörten oder Armenbegräbnisse beanspruchen mußten, dazukamen.

Es wurde bestimmt, daß an einem Tage nur eine große Beerdigung stattfinden durfte! (tempora mutantur!), daß die ersten vier Klassen auf dem Friedhof Friedrich-Wilhelm-Straße, die letzten vier auf den Glacisfriedhöfen, die 7. und 8. Stufe bei Barbara, Salvator und Christophori stattfinden mußten. Die Trauerfeier fand meistens nicht am Grabe wie bei uns, sondern je nach den Mitteln in der Hauptkirche, in der Siliakirche oder in der Begräbniskapelle statt. Während bei uns es endlich durchgesezt worden ist, daß alle Leichen „hochgetragen“ werden, war das damals nur ein Vorrecht des Adels und der besseren bürgerlichen Familien. Bis 1841 bestand die Verordnung, daß die besser ausgestatteten Särge frei, d. h. unbedeckt bleiben durften, während die übrigen „glatten“ Särge mit dem Leichentuch bedeckt wurden. Es galt auch die Bestimmung, daß die Särge der letzten zwei Stufen mit Nägeln

vernagelt und mit Seilen (!) versenkt werden mußten. Erst seit 1896 sind alle Unterschiede beseitigt.

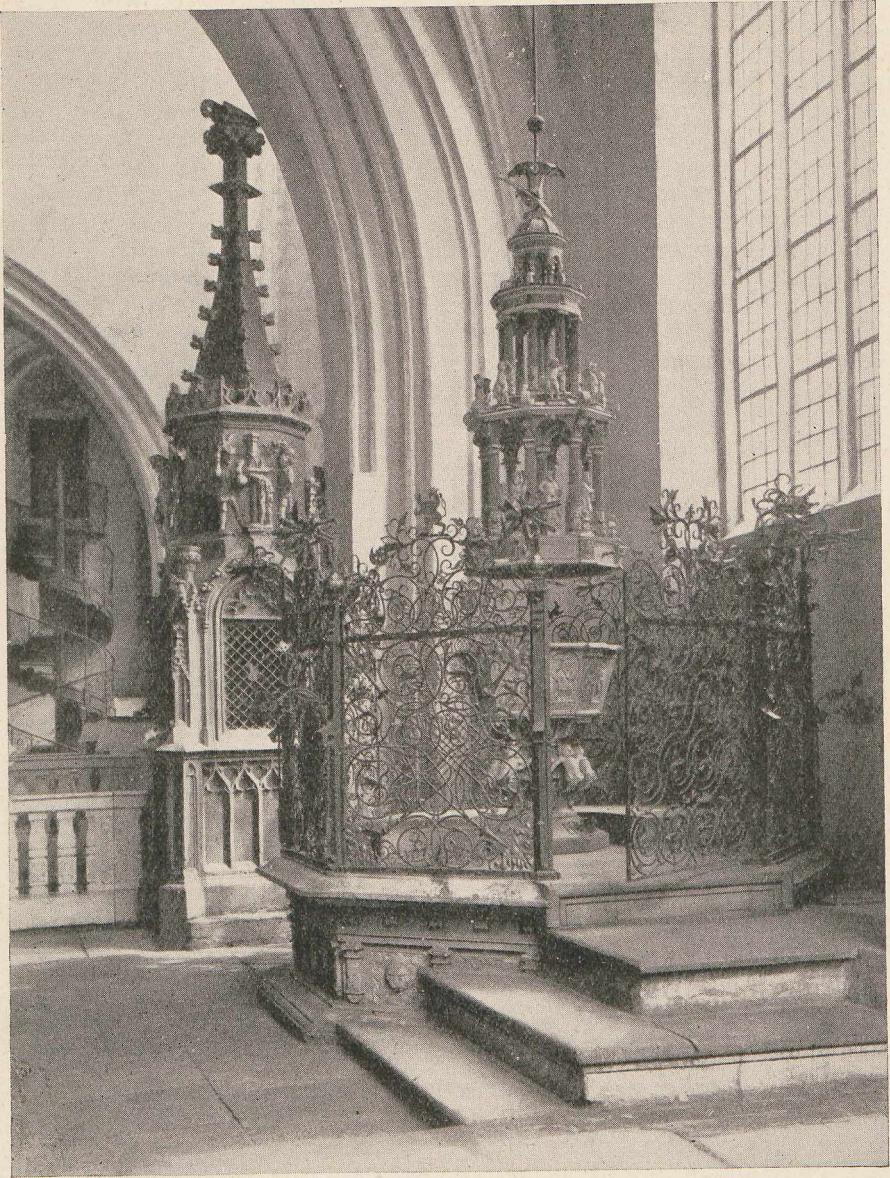
Was für Kleinschicksale und was für stille Wirkungen der Lebensmacht des Evangeliums, das sich sauerteigartig und geschichtlich im Volksleben durchsetzt, stecken doch in diesen Schilderungen! Hier steht eben nicht Kirche gegen Volkstum, etwa wie eine Internationale gegen eine Volksseele, sondern hier ist der allmähliche Verschmelzungsprozeß des Deutschtums mit dem Christentum deutlich zu erkennen. Die seelische Eigenart des Schlesiens, der immer ein Grenzmärker war, ist dabei gewahrt. Er hat sein Evangelium nicht im Sturm gewonnen; er hat es in allen Zeitstürmen als heiliges Erbgut bewahrt. Er blieb gern bei dem noch heute viel gehörten Wort: „Wir haben alle einen Gott.“

Eine Prüfungszeit für die evangelische Sache begann in unserer Heimatstadt im Jahre 1711, mit der Thronbesteigung Kaiser Karls VI., der dem Wirken des Jesuiten-Geistes freien Raum gewährte. Breslau sollte binnen eines Menschengeschlechts wieder zu einer rein katholischen Stadt gemacht werden. Der Übertritt zur evangelischen Kirche wurde mit Landesverweisung bestraft. Die katholischen Ehegesetze galten nun auch für die Evangelischen. Das Fronleichnamtsfest mußte mitgefeiert werden; Altäre dazu wurden auf den Straßen errichtet und Prozessionen überall eingeführt. Die Feier des 200 jährigen Gedächtnisses der Reformation 1717 wurde verboten. Kinder aus evangelischen oder halbevangelischen Häusern nahm man mit Vorliebe in katholische Schulen und Stiftungen auf. Im neuerrichteten Krankenhaus der Barmherzigen Brüder war der erste Kranke ein Protestant. Das Werk der Rückgewinnung sollte der Neubau der Universität 1728 krönen, zu deren Ausbau die umliegenden Bürgerhäuser sogar mit Gewalt genommen worden wären, wenn nicht die Volksstimmung hätte geschont werden müssen. Vieles von dieser Minierarbeit ist, wie die ganze Sache, durch die Befreiung Schlesiens 1740 zusammengebrochen. Wir dürfen nicht an diesen ernstesten Tagen ohne Bewunderung des festen, protestantischen Sinnes der Breslauer Bürgerschaft und ihrer Führer vorübergehen. Es gab damals Männer und Frauen, die in ihrer evangelischen Treue Geschichte machten. Die feinen Charakterköpfe der Pfarrer von St. Maria Magdalena, deren Bilder in unserer Sakristei hängen, jedes mit einem lateinischen Verse versehen, sprechen eine beredete Sprache. Wir denken dabei als Beispiel an

qui fulmine pravos terruit
aut teneras dogmate pavit ores

(Georg Teubner 1715—1723).

Es ist schwer, gerade die Geschichte des 18. Jahrhunderts zu schreiben. Am Anfang steht es fest auf dem Alten, wie der damalige preußische „Soldatenkönig“; am Ende steht es im Zeichen einer Geisteswende, wie sie kaum je war: unter Namen wie Friedrich II., Goethe, Schiller, Kant. Ist das nicht für die evangelische Kirche eine Lebensfrage gewesen, ob sie durch die „Aufklärung“ ihre reformatorischen Fundamente retten werde, oder ob sie als



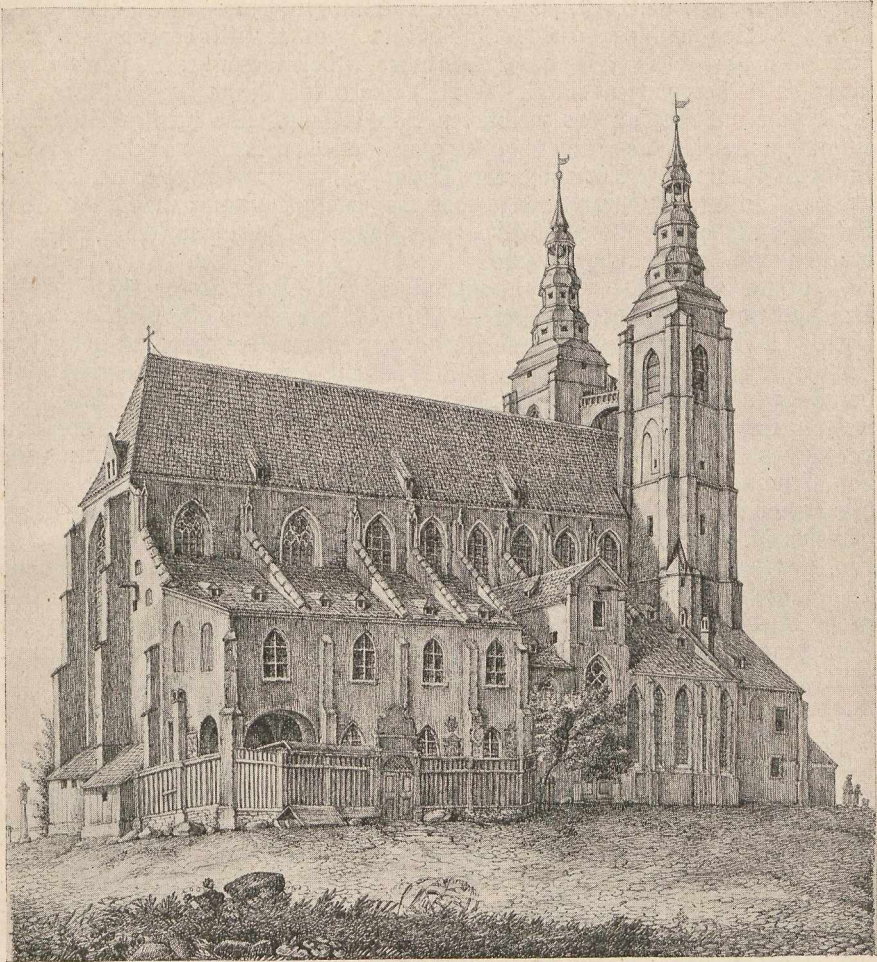
Sakramentshäuschen (spätgot.), Taufe (1576) von Friedr. Groß
und
Taufgitter (1576) von Simon Laubener

„Menschenfündlein“ im Weltgeist versanden würde. Die Kleine Magdalenaische Kirchchronik des Seniors C. S. Zastrau (1801) gibt darauf in einem oft tabellarischen Auschnitt eine pacende, tröstende Antwort. Wir sehen nur bildhaft zwei kurze Notizen daraus aneinander. 1717 wurde verordnet, daß statt der bisherigen vier nun sechs Gerichtsdienere in jedem Gottesdienst sein sollten, um „dem Bellen der Hunde, dem Schreyen der Kinder und dem lärmenden Durchlaufen ungesitteter, mit ihren Bürden belasteter Menschen Einhalt zu tun, wodurch der geübteste Prediger gestört und die Aufmerksamkeit des Zuhörers gehindert wird“. Und Seite 18—19 heißt es ebendort: „Läßt sich bei der alles zermalmenden Zweifelsucht, bei dem immer weiter sich verbreitenden Unglauben noch etwas erwarten? Im Jahre 1705 hatten wir 44 806 Kommunikanten, im achtzehnhundertsten Jahre 9505“. Auf diese Kontraste, die wie der Gegensatz zwischen einem Idyll und einem Schlachtfeld wirken, hat Gott wie immer eine Antwort „ohne Hörner und Zähne“ gegeben: er sandte um die Jahrhundertwende Napoleon.

Schauen wir jetzt noch einmal rückwärts auf dieses Jahrhundert, das alles Bestehende umkehrte!

Schlesien atmete auf, als Karl XII. seine Grenzen berührte (1707). Und doch war das noch keine Befreiungstunde. Erst 1740 hat der Sieger von Mollwitz seine Gewissensfreiheit ihm wiedergeschenkt. Noch heute sehen die alten österreichischen Doppeladler traurigen Gedenkens von manchem Kronleuchter und Wappenschild in evangelischen Kirchen herab. Wie hat darum Breslau dem König Friedrich gehuldigt! Und 1813 waren es die Straßen der Magdalengemeinde, die den „Aufruf an mein Volk“ und alle die neuen jugendfrohen Worte hörten, mit denen Schlesien für die Befreiung seiner Volksseele dankte. Seither ist es mehr und mehr in den breiteren Strom der Kirchengeschichte eingelaufen. Es hat den Übertritt eines Fürstbischofs, das machtvolle Werden der Äußeren und Inneren Mission (hier zwei, in Schlesien acht Diafonissen-Mutterhäuser) erleben dürfen. Es hat helle Glocken geläutet. Auch im Weltkrieg. Es ist nicht mehr eine an Rußland grenzende, im Reich und in der Kirche fast unbekannte Grenzmark. Es ist eine Hochburg evangelischen Glaubenslebens geworden.

Eine neue, von politischen Hemmungen freie Entwicklung unserer Kirche inmitten ihrer evangelischen Schwestern brach eben an, als die großen Tage der Freiheitskriege nur noch Erinnerungen wurden. Wer sieht heut Schleiermachers Büste an, am Fuße der Liebigshöhe! Und dieser Sohn unserer Stadt ist doch auf Jahrzehnte ein überaus schöpferischer Führer des evangelischen und deutschen Geistes gewesen. Das 19. Jahrhundert läßt eben, trotz allem, die Kirche und Kirchen mehr im Volksleben zurücktreten, gegenüber dem Höhenflug der Technik, der sozialen Bewegungen, des Materialismus und der Weltgeschichte. Die Kirche ist nicht mehr die einzig führende Macht. Sie kehrt auf ihr, von Schleiermacher als „unabhängige Provinz der Seele“ bezeichnetes Gebiet, auf das Gottbezogensein des Menschenwesens zurück. Was hatte die neue Zeit nicht alles erlebt! — Die neuzeitliche Entwicklung hat übrigens eine Verbindung nahezu aufgehoben, die Jahrhunderte lang beiden Mächten — Kirche und Schule — zum Segen bestanden hat: die Verbindung der Hauptpfarrkirchen mit den Hochschulen. Der



Die St. Maria-Magdalenen-Kirche (Stich von Mühl 1826)

Pfarrer von St. Maria Magdalena war seit D. Heß zugleich „Professor der Theologie“ am Gymnasium zu St. Maria Magdalena. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich, nach über 300 Jahren gemeinsamer Arbeit, diese Verbindung gelöst. Erst 1861 wurde die Kirchen- und Schulinspektion, die ein Amt waren, getrennt. Es blieb als Erinnerung noch eine Zeitlang der jährliche Abendmahlsgang der Schule, bis auch er still begraben wurde. Geblieben ist nur die Feier des 31. Oktober in besonderem Schulgottesdienst, übrigens in der ganzen Stadt. Ähnlich liegen die Dinge bei der Mitarbeit der Kirche am Aufbau des weiblichen Schulwesens. Die heutige Staatliche Augustaschule ist die frühere „Jungfernschule zu St. Maria Magdalena“. Luthers Ideale sind hier nicht von Dauer geblieben. Umso erfreulicher ist es, daß die ernste Gegenwart wieder Gelinnungen mobil macht, die eine Stärkung des evangelischen Geistesideals bedeuten. Auch unsere Gemeinde braucht eine evangelische Jugend!

Unsere Gemeinde wuchs nach außen mit ihrer Stadt; 1815 zählte Breslau etwa 75 000 Einwohner — 1910 hatte es die halbe Million überschritten! Die Kirchenbücher weisen noch vor einem Menschenalter gewaltige Zahlen auf. Noch 1877 waren hier 729 Tausen, die mehr als dreifache Zahl der Gegenwart, bei etwa 32 000 Seelen. Besondere Ereignisse und Erlebnisse unserer Gemeinde sind im 19. Jahrhundert: Die Einführung des Parochialverbandes 1888 und der Brand des Nordturmes 23. März 1887. Eine Reihe von Erneuerungsarbeiten sind notwendig geworden, deren durchgreifendste die Renovation von 1889 unter Leitung des kunstsinnigen P. prim. Matz gewesen ist. Bei dieser Umgestaltung verschwanden die Barock-Chöre aus den Kapellen, der Orgelprospekt und viele andere, an sich überaus wertvolle Stücke, die nicht mehr zu halten waren. Die reine Gotik triumphierte. Das große Werk des heutigen Hochaltars wurde errichtet. Eine ganz andere Zeit brachte das 20. Jahrhundert und sein weltererschütternder Weltkrieg. Mitten hinein in eine verhältnismäßig beschauliche, ruhige Arbeit und Zeit, in eine Zeit der Sättigung, brach das Unwetter. Was haben wir im kirchlichen Leben in diesem einen Jahrzehnt von 1914 bis 1924 nicht alles umstellen müssen! Wohl ist das Leben einer Großstadtgemeinde auch nur das Leben einer Einzelzelle in einem Kirchenkörper. Aber an ihm sieht man, was draußen geschieht. Nach der neuen Parochial-Abgrenzung von 1910 sind wir eine abgeschlossene Innengemeinde; unsere Grenzen sind im Süden Sadowastraße, im Westen etwa Schweidnitzer Straße, im Norden die Gneisenaubrücke, im Osten Grünstraße und Stadtgraben. In diesem Südostblock der Altstadt Breslau ist die Kirche eigentlich nicht günstig gelegen; weite Kirchwege haben viele ihrer Glieder, die fast unmittelbar an jüngeren Kirchen wohnen. Und doch hat dieses letzte Jahrzehnt einen sichtbaren Aufschwung unserer kirchlichen Verhältnisse uns beschert. Manches gab dazu die religiöse Welle am Anfang des Krieges, manches der Umsturz im Vaterland 1918, manches die allerneueste Gegenwart, die mit der Einführung der Kirchenverfassung 1924 und der Neuordnung des Stadtkonviktoriums 1925 begann. Noch ist das alles Anfang. Aber Einzelheiten beleuchten die Lage. Als wir Silvester 1915 den ersten Mitternachtsgottesdienst in Schlesien einführten, waren es Tausende, die in der überfüllten Kirche keinen Einlaß fanden. Trotz aller

Nöte haben wir 1922 unsere Sauerische Riesenorgel geweiht, die größte Kirchenorgel Schlesiens. Als wir 4. Advent 1925 unsere neuen, herrlichen Glocken läuteten (Guß von A. Geittner); als wir 1923 das Heß-Relief (von Bildhauer A. Schulz) enthüllten — immer waren es kirchliche Volkstage, die Breslau mit uns beging. Vor unserem Altare werden die schlesischen Pfarramtskandidaten ordiniert; unsere Generalsuperintendenten überkommen dort ihr hohes Amt. Alten, geweihten Boden halten — neue, das alte Evangelium für moderne Menschen verkündende Formen finden: das ist unsere Aufgabe!

Auf zwei Punkte sei nur kurz hingewiesen. Das Wesen evangelischer Kirchenmusik hatte schon im 18. Jahrhundert bei uns eine Blütezeit, von der erzählt wird, daß Händel seinen Messias 1788 hierhergab. Wir haben nun seit 2½ Jahren jeden Montag eine öffentliche, frei zugängliche Abendmusik, die Schätze unserer Tondichter unserem seelisch ärmer gewordenen Volke als Kraft darzubieten. Sie haben sich bisher erhalten. Wir haben ferner an jedem Sonntag seit 1½ Jahren eine Kantate, meist Bach oder Händel, mit Chor und eigenem Orchester im Hauptgottesdienst — wohl die einzige evangelische Kirche in Deutschland. Das ist uns eine Herzenssache. Aber wird unsere Zeit das halten, was sie hat? — Der andere Punkt ist die Schaffung eines Gemeindehauses, ohne das ein Gemeindeleben heut nicht sein kann. Unsere Jugend, unsere Bibelstunden, unsere Kinderkirche — sie alle brauchen eine Heimstatt. Das ist unsere größte Gegenwartsnot. Vielleicht gelingt dem nächsten Jahrzehnt die Erlösung.

Wir feiern im Bewußtsein einer täglich wachsenden Gotteslast. Möchten wir etwas davon bleiben, geistlich verstanden, was ein alter Stich von unserer Turmbrücke sagt: *summus pons ecclesiae* — eine hochragende Brücke Gottes ins Schlesierland. Man sieht ja von unserer Brücke die schlesischen Hochgebirge — und das Auge des Glaubens darf mehr sehen: über ihnen, ringsumher, die Berge, von denen uns Hilfe kommt.

Eine Rückschau ist immer eine gewagte Sache. In die Seele der Vergangenheit kann sich der gegenwärtige Mensch nie ganz einfühlen. 16 Pfarrer in der katholischen, 30 Pfarrer in der evangelischen Zeit sind sich im Dienst an St. Maria Magdalena gefolgt. Ihre Tafel hängt in der Sakristei. Was bedeutet das allein für Verschiedenheiten! Und nun die Seelen der Menschen, an denen gearbeitet wurde! Wir können nur wünschen, daß die hastige Welt von heute nicht der Richter über die verborgene Arbeit von gestern sei. Bedeutende Männer haben auch in den letzten Jahrhunderten hier gestanden (D. Burg; D. Hermes; H. Fischer u. a.). Aber das größte an ihnen allen war das Evangelium, das nicht von St. Maria Magdalena gewichen ist, auch nicht in den dürresten Zeiten der Aufklärung. Bis zum 1. Juni 1893 trugen die Pfarrer noch sämtlich die alte Amtstracht (Albe und Stola) über dem Talar — ein Zeichen dafür, daß ein stiller, geschichtlicher, bewahrender Sinn hier lebendig blieb, der die Zusammenhänge nicht löste. Sind wir mit dem Werden der Welt nicht mitgegangen? Der Weltkrieg brachte uns Massengottesdienste, Opfersinn, neue Formen der sozialen Arbeit — er brachte auch den Zusammenbruch des Vaterlandes, der auch die Gotteswirklichkeiten zur Diskussion stellte. Unter den „Problemen“ leiden wir.

Und doch: Heute stehen wir in Breslau in einem Kranze neu erstandener evangelischer Schwesterkirchen! Meist sind sie, ein Zeichen des geschichtlich gewordenen Lebens, auf derselben Straße gegenüber einem römisch-katholischen Gotteshause erbaut. Zwei christliche Welten, Wittenberg und Rom, werben um die Seele der Heimat. Es mag sein, daß daher jenes im Innersten friedliche Wesen des Schlesiens kommt, der die andere Einstellung auf die Lebensfragen gern gelten läßt. Aber das ist gewiß: St. Maria Magdalena hat darin ihr Erbe von Heß gewahrt, daß sie die Kraft Gottes im lauterem Evangelium, ohne menschliche Mittel, wirken läßt. Sie ist, wie alle Innenstadtgemeinden, kleiner, stiller, seßhafter, inniger geworden. Noch bis 1910 hatte sie eine Längenausdehnung ihres Bezirks von 5 Kilometern (bis zum Südpark); heute ist sie ein übersichtliches, familienähnliches Gebilde. Von den früheren sechs Pastorenstellen hat sie nur vier behalten, um 22 000 Seelen zu pflegen. Wird es so weiter gehen? Werden wir auf Berliner Innenverhältnisse kommen? Zurzeit scheint das nicht zu befürchten. Die alte Reformationskirche zieht viele an aus Stadt und Land, die in ihren einheitlich-edlen, stillen Mauern dem Worte Gottes lauschen. Was für eine große Aufgabe hat dieser ehrwürdige, evangelische Dom auch an der Seele der Neuzeit! Denken wir an den Leitpruch des D. Heß: „Ich glaube, darum rede ich.“ (Ps. 116, 10.) Mit ihm gehen wir getrost in das achte Jahrhundert unserer Geschichte.

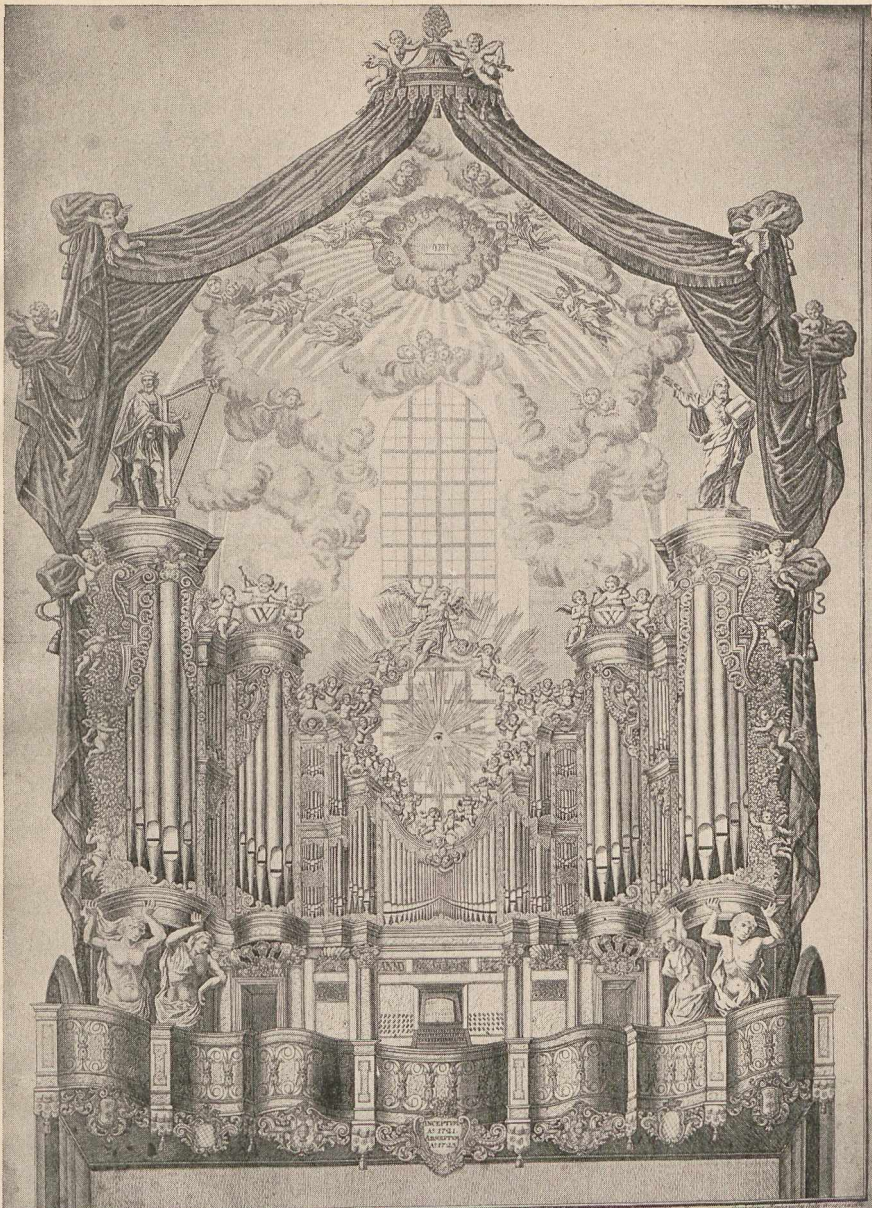


Abbildung der Großen Orgel

in der Kirche bey S. MARIA MAGDALENA in der Kaiserlichen Stadt Breslau

Prospekt der Orgel von Joh. Mich. Roeder
 Kupferstich von Barth. Strahowsky nach einer Zeichnung von Joh. Jac. Eybelwiser, 1725



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

1317 N

91-12 16/4